1,80 DM / Band 496
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Das Knochenhaus

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Das Knochenhaus

John Sinclair Nr. 496

von Jason Dark

erschienen am 05.01.1988

Titelbild von J.K. Potter

Sinclair Crew

Das Knochenhaus

Der Mann wirkte in der tiefen Finsternis wie ein Gespenst! Ebenso leise bewegte er sich auch. Er schlich um das alte Haus, wie eine Katze um den heißen Brei. Vorsichtig setzte er seine Schritte, war bemüht, kein Geräusch zu verursachen, denn was er vorhatte, durfte niemand beobachten. Weit im Hintergrund, wo sich der Wald wellenförmig vom Untergrund abhob und eine sichtbare Barriere bildete, wetterleuchtete es. Eines dieser Sommergewitter, dessen Blitze über den Himmel zuckten und ihn aufzureißen schienen wie ein Vorhang.

Ein Donner war kaum zu hören. Vielleicht ein Grummeln, das über den Himmel schallte, um irgendwo in allen vier Windrichtungen zu verklingen.

Dann war es wieder still…

Manchmal fiel ein Windstoß schnappend gegen den Einsamen, wühlte sich durch das Gras, umwehte auch das alte Haus und streichelte über die Dinge, die nicht festgeklemmt waren, als wollte er sie aus einem langen Schlaf aufrütteln.

Das merkte auch der heimliche Gast. Schon im Schatten der Haustür blieb er, geschützt durch das Vordach, stehen, schielte in die Höhe und sah ein loses Holzbrett, das von einer Seite zur anderen schwang, wenn es der Wind streichelnd umwehte.

Er tat den nächsten Schritt. Unter seinem Gewicht bogen sich ächzend die alten Bohlen im Vorbau.

Der Mann ging auf die Tür zu. Als dunkles Rechteck war sie in die Hauswand eingezeichnet. Sie besaß kein Fenster, war massiv und schimmerte wie die Haut eines Säuglings.

Der Mann bückte sich, um das Schloß besser erkennen zu können. Es hob sich dunkel vom Holz der Tür ab und besaß einen sehr breiten Beschlag.

Trotzdem gehörte es nicht zu den modernen Häusern, möglicherweise war es sogar so alt wie das Haus selbst.

Einen Schlüssel besaß der Fremde nicht. Doch er würde auch ohne dieses Hilfsmittel eindringen können, so etwas hatte ihm noch nie Schwierigkeiten bereitet.

Der Fremde hatte ausgesehen wie ein Mensch mit Buckel. Er war aber normal gebaut, denn der Höcker von seinem Rücken verschwand, als er die Tasche von der Schulter gleiten ließ. Er öffnete sie. Das Geräusch des Reißverschlusses ging im fernen Grummeln des Donners unter.

Als der Fremde im Inhalt der Tasche wühlte, fand er, zwischen Tüchern und seiner Kleidung versteckt, genau das, was er suchte. Einen großen Dietrich, um das Schloß öffnen zu können. Auch einen zweiten Gegenstand hatte er aus der Tasche hervorgeholt. Es war eine Stablampe, vorn mit einer Punktleuchte versehen. Er schaltete sie ein, bewegte seine Hand, und der Lichtstreifen huschte über die Gestalt.

Jetzt hätte ein neutraler Beobachter ihn für einen Moment sehen können, und er hätte sich gewundert.

Dieser Mann trug nicht seine normale Kleidung, sondern einen Taucheranzug aus Neopren. Nur das unrasierte Gesicht blieb frei. Aus dem Gesicht sprang die Nase hervor wie ein schiefer, dünner Finger. Vor Jahren hatte sich der Mann das Nasenbein gebrochen. Die Stelle war nicht mehr richtig zusammengewachsen.

Er setzte seine Taucherbrille auf, nachdem er sich die Preßluftflasche umgeschnallt hatte.

Im Licht der Lampe betrachtete er das Schloß. Um seine Lippen huschte ein Lächeln, als er feststellte, daß es ihm keinerlei Schwierigkeiten bereiten würde, die Tür zu öffnen.

Das war eine Sache von Sekunden.

Sehr behutsam schob er das Instrument in die Öffnung. Er kam sich nicht vor wie ein Einbrecher, hatte auch kein schlechtes Gewissen, denn dieses Haus, in das er eindringen wollte, war schlecht genug. Es war alles schlecht an ihm. Von den Außenmauern bis hoch zum Dach stimmte nichts.

Dieses Haus durfte nicht länger existieren. Es mußte zerstört werden, aber man konnte es nicht einfach abbrennen. Die Kraft, die in ihm wohnte, war mächtiger.

Einige Male drehte er den Dietrich herum. Links hakte er etwas, an der rechten Seite ging es glatter.

Er verstärkte den Druck noch, dann war es geschafft.

Der Mann hörte das leise Schnacken, als das Schloß aufsprang, und er atmete auf. Bevor er die Klinke nach unten bewegte und die Tür aufdrückte, schaute er sich noch einmal um, weil er sich davon überzeugen wollte, daß ihm niemand gefolgt war.

Bretteben lag das Gelände vor ihm. Eine glatte Fläche, ohne Wald und Buschwerk, dabei dunkel und manchmal, wenn der Wind seinen Atem über sie blies, wogend wie ein weites Meer.

Es war gut so, daß ihn niemand sah. Das Durchsuchen dieses Hauses mußte er allein durchstehen.

Vielleicht, ja vielleicht gelang es ihm sogar, das Böse zu zerstören.

Es wäre der bisher größte Erfolg in seinem Leben gewesen. Das Haus mußte weg.

Er tauchte hinein. Es kam ihm tatsächlich vor wie ein Eintauchen in eine andere Welt, die sich wie ein finsteres Gespinst vor seinen Augen ausbreitete.

Bevor er die Tür schloß, zog er noch die Tasche hinein, stellte sie neben sich und lauschte dem schnappenden Geräusch nach, mit dem die Tür zufiel.

Es war still. Auch der Wind hatte eine Pause eingelegt. Aber die Ruhe kam ihm nicht natürlich vor.

Der Mann besaß eine Feinfühligkeit und Empfindlichkeit wie nur wenige. Er konnte nicht nur mit seinen Fingern fühlen und tasten, sondern auch mit den Sinnen.

Dies nutzte er aus.

In der großen Eingangsdiele blieb er stehen und horchte in das Haus hinein.

Kann tote, anorganische Materie leben?

Normalerweise nicht, hier war es jedoch der Fall. Das Haus lebte, obwohl es leer war. Nicht das Holz, das arbeitete und sich hin und wieder mit einem leisen Knacken meldete, hier war etwas ganz anderes entstanden.

Ein böses, ein grausames Leben, etwas, das schon lange hier lauerte,

auch geweckt worden war und sich nur nicht traute, an die Oberfläche zu dringen.

Außen Holz, innen Holz. Der Mann ließ noch einmal seine Lampe aufblitzen. Der Strahl fiel über einen blanken Boden, wo die Bohlen dicht an dicht nebeneinander lagen. Es gab kaum Ritzen. Wer das Haus hier gebaut hatte, war ein Meister seines Faches gewesen.

Er ließ den Strahl wandern.

Lautlos schob sich der Lichtfinger durch die leere Diele, bis er eine Stelle erreichte, wo sich dunkle Flecken auf dem Boden abzeichneten, die aussahen wie dicke, zerplatzte Blutstropfen.

Genau auf diesen Ort hielt der Mann den Strahl der Lampe gerichtet. Durch die Nase holte er Atem, bevor er sich mit schleichenden Schritten wieder in Bewegung setzte.

Diese Flecken hatten es ihm angetan. Er wollte sie überprüfen, er wollte sie genau schmecken, und vielleicht bestätigte sich dann sein Verhalten. Da er dünne Ballettschuhe trug, waren seine Schritte kaum zu hören. Diesmal bewegten sich auch die Bohlen nicht. Sie hielten seinem Gewicht stand, und er blieb dicht vor den dunklen Flecken stehen, bückte sich und nickte.

Es war kein Blut!

Blut besitzt normalerweise eine rote Farbe und ist auch nicht so schleimig.

Diese Spuren hier bestanden aus einem grünlichen Schleim, der noch verdünnt wirkte, als hätte ihn jemand mit Wasser verlängert. Der Mann tauchte die Spitze seines rechten Zeigefingers hinein, probierte den Schleim wie ein Rauschgiftprüfer mit der Zungenspitze und nickte.

Das genau war es.

Er hatte richtig vermutet. Sie waren also hier gewesen und hatten sich im Haus umgesehen. Alles stimmte, die Gerüche waren echt, die Legenden stimmten. Dieses Haus war leer und doch bewohnt.

Es lauerte in den Wänden, es war der Atem des Unheils, der Odem einer uralten, längst vergessenen Zeit, die allerdings durch den Schleim ihre Spuren hinterlassen hatte.

Noch mit eingeschalteter Lampe in der Hand drehte er sich herum. Der Strahl wanderte weiter über den Boden, fand auch die Treppe als Ziel und kroch die Stufen hoch.

Über eine leere Treppe. Auch hier herrschte das helle Holz vor. Es wirkte so, als wäre es frisch geschnitten oder gebeizt worden.

Weitere Schleimspuren entdeckte er auf den Stufen nicht. Wer immer dieses Haus auch vor ihm betreten hatte, er war nicht über die Treppe in die oberen Etagen gegangen.

Aber wo war dieser Fremde hergekommen? Wie hatte er ausgesehen? Gehörte er tatsächlich zu denjenigen, die der Eindringling in dem

Haus vermutete?

Er mußte einfach die Probe aufs Exempel machen. Die Tasche hatte er bei sich getragen. Wieder stellte der Mann sie ab und holte etwas hervor, das Ähnlichkeit mit einem Stift hatte. Es war jedenfalls lang und eckig, zudem von einer dunklen Farbe.

Der Mann nahm den Stift zwischen zwei Finger und kniete sich neben den Schleim. Mit genau abgezirkelten Bewegungen malte er ein Dreieck um die Spur und umschloß das Dreieck mit einem Kreis.

Kaum hatte er das Stück Kreide zurückgezogen, als es geschah. Die Masse fing an zu zischen, gleichzeitig erhitzte sie sich und brodelte auf, wobei sie noch einen Qualm abgab, der widerlich roch und sich kratzend auf die Schleimhäute legte, so daß der Mann gezwungen war, seinen Oberkörper zurückzubeugen.

Er stand sogar auf, ging einige Schritte zur Seite und flüsterte: »Ich habe es mir gedacht. Ich habe es mir gedacht.« Er schaute auf die Kreide. »Es war ein guter Test, die Magie steckt im Schleim. Sie sind tatsächlich gekommen.« Er atmete tief durch, drehte sich und hatte das Gefühl, beobachtet zu werden.

Es war nur der Qualm, der die Kopfhöhe erreicht hatte und allmählich zerflatterte.

Noch einmal leuchtete der Mann den Rest an, der sich innerhalb des magischen Zeichens befand.

Ein brauner, stinkender Fleck war auf dem hellen Boden zurückgeblieben. Keine Spur mehr von dem, was zuvor dort gelegen hatte.

Mit dieser letzten Tat war seine Aufgabe längst nicht beendet. Im Gegenteil, sie begann erst. Dieses Haus war ein Gebäude, das man nicht mit normalen Maßstäben messen konnte. Es besaß sein Geheimnis. Ein grausames und schlimmes Rätsel. Dumpf brütete es in den Mauern, nicht zu sehen, nur von bestimmten Menschen zu spüren.

Eigentlich sah es normal aus. Und wie jedes normale Haus besaß es auch einen Keller.

Der mutige Eindringling hatte bisher keine Furcht gespürt. Als er an den Keller dachte, überkam ihn schon ein Schauder, und es war nicht nur der Keller, der die zweite Haut auf seinem Körper verursachte. Etwas lag noch tiefer…

Er suchte die Tür. Die Tasche nahm er wieder mit. Seine Schritte waren kaum zu hören, aber von draußen her drangen Geräusche an seine Ohren. Das Gewitter hatte sich in seine Richtung bewegt.

Ein verstärkter Donner durchtoste die Luft. Wenn er aus dem Fenster schaute, sah er das fahle Zucken der Blitze, die sehr schnell hintereinander aus dem düsteren Himmel zuckten und sich zu manchmal skurrilen Figuren vereinigten.

Manchmal war der Donnerschlag besonders laut. Dann wuchtete sein

Schall gegen das Haus und ließ die Scheiben erzittern.

Darum kümmerte sich der Mann im Taucheranzug nicht mehr. Zielsicher fand er den Weg zum Keller. Er mußte eine Küche durchqueren, in der ein alter Steinofen stand. In einer Nische links des Ofens fand der Mann die Tür zum Keller. Eine simple Bohlentür, diesmal dunkel gestrichen.

Auch bei ihr untersuchte er das Schloß und stellte zufrieden fest, daß es kein Hindernis darstellen würde. Zu seiner Überraschung war die Tür nicht verschlossen. Nachdem er die Klinke gedrückt hatte, konnte er sie aufziehen.

Wie eine Einladung für jeden Fremden, den Keller einmal zu besuchen.

War in den übrigen Etagen die Innenausstattung des Hauses aus Holz, einschließlich der Treppen, so änderte sich dies nun. Vor dem Mann lag eine alte Steintreppe mit ausgetretenen Stufen, die in der Mitte regelrechte Kuhlen zeigten, als wäre genau dort immer jemand gegangen, der ein besonderes Gewicht zu schleppen hatte. Auf ein Geländer hatten die Erbauer verzichtet. Wer die Treppe hinabschritt, konnte sich höchstens an den grauen Wänden abstützen.

Der Mann ging sie hinunter. Mit jeder Stufe, die er zurücklegte, änderte sich sein Gefühl.

Er ahnte, daß er sich in eine große Gefahr begab. Scharf und klar stach der helle Strahl seiner Lampe lanzenartig in die Finsternis, ließ Spinnweben glänzen, die sich zudem durch den Luftzug leicht bewegten, und tastete sich wie ein suchender Finger immer weiter in das Dunkel vor.

Noch war die Gefahr im Keller für den Mann nicht erkennbar, er konnte sie einfach nicht greifen, aber er fühlte sich als unsichtbare Würgeschlinge, die sich allmählich um seine Kehle legte und langsam zudrückte, so daß er Schwierigkeiten mit der Atmung bekam.

Auf seinem Gesicht glänzte der Schweiß. Es sah aus, als hätte man es mit Öl eingerieben.

Am Fuße der Treppe blieb er für einen Moment stehen, richtete sich kerzengerade auf und spürte auf dem Kopf den Widerstand der doch niedrigen Decke.

Die Finsternis war wie ein schwarzer Mantel, der dem einsamen Mann allmählich zu eng wurde.

Noch hatte er die Chance, wieder zu verschwinden. Er tat es nicht.

Statt dessen leuchtete er den Keller aus auf der Suche nach Spuren, und er fand sie auch.

Sie sahen aus wie nasse Flecken, aber es war der Schleim, der sich, ebenso wie über ihm im Flur, auch hier ausgebreitet hatte und zeigte, welchen Weg der Unbekannte oder das unbekannte Wesen genommen hatte.

Der Keller war leer. Verschieden breite Gänge durchzogen ihn wie Tunnels. Der Mann nahm den Gang, an dessen Beginn er die Spuren ebenfalls entdeckte, leuchtete den Boden ab und blieb erst stehen, als er sein Ziel entdeckte.

Es war im Untergrund eingezeichnet. Ein Quadrat, eine Falltür aus Stein, die sogar einen eisernen Ring besaß, an der man sie hochziehen konnte.

Der Mann stellte seine Tasche ab und holte aus ihr zwei Schwimmflossen hervor. Er legte sie an und umklammerte den Ring mit beiden Händen, um so eine Chance zu bekommen, die Platte in die Höhe zu wuchten.

Das schaffte er auch beim zweiten Versuch. An den Rändern schleifte und knirschte es, der Mann keuchte, er hob die Platte weiter an und schob sie von der Öffnung weg, so daß sie zwischen ihm und der Wand liegenblieb.

Dann erst war er zufrieden.

Mit der Lampe strahlte er die Öffnung an. Schon jetzt nahm er den modrigen und fauligen Geruch wahr, der ihm entgegenströmte. So stank altes, stehendes Wasser, in dem sich in langen Jahren gewisse Pflanzen hatten entwickeln können.

Der Mann kniete sich an den Rand und nickte zufrieden. Unter ihm befand sich ein zweiter Keller.

Nicht leer, er war mit schwarzgrünem Wasser gefüllt, das fast den Rand der Luke erreichte und an der Oberfläche aussah wie ein dunkler Spiegel.

Das genau hatte er gesucht! Hier war der Einstieg, im zweiten Keller würde er es finden.

Wieder warnte ihn sein Unterbewußtsein, lieber zu verschwinden. Er ignorierte dies. So dicht vor dem großen Ziel wollte er nicht aufgeben. Jetzt mußte er auch das letzte Geheimnis lösen.

Seine Bewegungen waren gelassen, als er die Taucherbrille vor die Augen schob und- sich das Mundstück zwischen die Zähne klemmte. Er drehte am Ventil der Preßluftflasche, atmete einige Male tief durch und war mit dem Test zufrieden.

Dem letzten Ausflug in ein unterirdisches Reich stand nun nichts mehr im Wege. Es konnte auch eine Reise in den Tod werden.

Daran jedoch dachte der Mann nicht, als er sich leicht drehte und sein rechtes Bein vorschob, den Fuß in die brackige Brühe tauchte und seinen gesamten Körper nachschob.

Sekunden später hatte ihn die Tiefe verschluckt. Nur noch einige Kreise auf der Oberfläche zeugten davon, daß sich der dunkle Spiegel überhaupt bewegt hatte…

***

Etwas pfiff heran. Ich hörte nur dieses verdammte Surren, blieb aber stehen, weil es für ein Ausweichen zu spät war. Dann war ich froh, mich nicht bewegt zu haben, denn der Dolch oder das Messer hätte mich möglicherweise erwischt. So aber hieb es dicht neben meinem rechten Ohr in die Innentür des Wohnwagens und blieb dort zitternd stecken.

Aus dem schummrigen Halbdunkel vor mir hörte ich eine rauchige, finster klingende Frauenstimme, die mich warnte. »Das nächste Messer trifft deine Stirn.«

»Okay, okay«, sagte ich und blieb steif stehen. »Ich habe verstanden. Aber begrüßt man so seine Gäste?«

»Noch bist du kein Gast.«

»Sie haben mich doch eingeladen.«

»Warte es ab.«

Die Stimme klang auch gedämpft, weil sie von einem Vorhang gefiltert wurde, hinter dem die einzige Lampe im Wohnwagen brannte. Er war durch den Vorhang in zwei Hälften geteilt, möglicherweise befand sich hinter dem Vorhang der Schlafbereich.

Er war in der Mitte geöffnet. Durch den nur handbreiten Spalt hatte die Person das Messer auf mich geschleudert. Sie mußte eine Meisterin ihres Fachs sein, daß sie trotz der Finsternis so genau zielen konnte. Und sie hatte während des Vorgangs am Boden gehockt, von dem sie sich jetzt aufrichtete, so daß ich hinter dem Vorhang die Umrisse ihrer Gestalt erkennen konnte.

Der Spalt erweiterte sich so weit, daß die Frau hindurchtreten konnte. Noch immer konnte ich sie nicht genau erkennen, aber ich sah das zweite Messer in ihrer Hand, sie hatte also nicht geblufft.

Im Wagen lag ein Teppich. Er schluckte das Geräusch ihrer Schritte. »Bleib wo du bist!« warnte sie mich.

Ich nahm die Sache jetzt lockerer. »Klar, ich habe mich mittlerweile auch daran gewöhnt.«

»Dann ist es gut.«

Sie zündete ein Streichholz an. Ich verfolgte den Weg der Flamme, der zu einem Leuchter führte, in dem drei Kerzen standen, die sie der Reihe nach anzündete.

Die Dochte nahmen das Licht an, es flackerte noch ein wenig, bekam mehr Nahrung und wurde fingerlang, so daß es nicht nur das Innere des Wagens einigermaßen erhellte, sondern auch noch drei Kreise mit zerfasernden Rändern unter die Decke malte.

Endlich konnte ich die Frau sehen, die sich mit der drehenden Bewegung an einen Tisch setzte. Ihr gegenüber befand sich noch ein freier Stuhl.

»Sie machen es sich gemütlich« sagte ich. »Soll ich hier weiterhin stehenbleiben?«

»Du kannst kommen.«
»Und was ist mit dem Dolch?«
»Laß ihn stecken.«
»Wie Sie wollen.«
Mit einem etwas weichen Gefühl in den Knien löste ich mich von der Tür und schritt auf den noch freien Stuhl zu. Das gab mir Gelegenheit, die Frau genau anzuschauen.
Sie war über 30, besaß einen sehr fraulichen Körper und trug ein langes, dunkelrotes gewandähnliches Kleid, das gleichzeitig Ähnlichkeit mit einem Morgenmantel oder Bademantel besaß. Der Unterschied war nicht genau festzustellen. Das Kleid zeigte einen spitzen Ausschnitt. Die Haut auf den Ansätzen ihres Busens schimmerte wie Alabaster. Im Gegensatz dazu standen die dunklen Augen in ihrem südländisch wirkenden Gesicht mit der dunkleren Haut und den pechschwarzen Haaren, die sie im Nacken zusammengebunden hatte, so daß ich auch die großen, goldenen Ohrringe erkannte, die zu beiden Seiten des Kopfes schaukelten und blinkten.
Ihr Mund, das sah ich selbst im Licht der Kerzen, wirkte wie in das Gesicht hineingemalt, so feingeschwungen waren die Lippen. Die Brauen hatte sie ausgezupft, so daß sie ein strichartiges Aussehen bekommen hatten.
»Genau gesehen?« fragte sie mich.
Ich zog mir den Stuhl heran. »Man muß schließlich wissen, mit wem man es zu tun hat.«
»Weißt du es denn?«
Ich setzte mich. In ihren dunklen Pupillen tanzten die Reflexe des Kerzenlichts. »Nein, noch nicht. Ich hatte eigentlich jemand anderen erwartet. Einen Mann, der mich anrief und mir den Namen Eric Mayotte sagte. Daß Sie eine Frau sind, kann ich nicht übersehen.«
»Spar dir die falschen Komplimente. Jedenfalls ist Eric nicht hier.«
»Das sehe ich. Und wer sind Sie?«
»Ich bin Maya und heiße ebenfalls Mayotte«, fügte sie noch hinzu.
»Erics Frau?«
»Nein, seine Schwester.«
Ich nickte, ohne dabei eine Antwort zu geben, sah auf dem Tisch einen Aschenbecher und fragte, ob ich rauchen durfte.
»Ja, gib mir auch eine.«
Sie bekam von mir ein Stäbchen. Feuer nahm sich Maya von einer der Kerzen. Dabei schaute sie mich über die Flammenspitze hinweg an. Sie lehnte sich zurück und ließ den Rauch durch die Nasenlöcher fließen. Dabei betrachtete sie mich.
»Du bist noch nicht alt!« stellte sie fest.
»Für ein Kind bin ich ein Opa.«

»Jedenfalls zu jung, um zu sterben.«
»Das hatte ich auch nicht vor.«
Zweifel traten in ihren Blick. »Wer will das schon?« sagte sie leise. »Aber Menschen wie du müssen immer damit - rechnen, daß es sie einmal und vor allen Dingen urplötzlich ereilt. Ich brauche nur an meinen Messerwurf zu denken. Die Klinge hätte dich auch an die Tür nageln können, John Sinclair.«
»Es wäre mein Pech gewesen.«
Maya stäubte Asche ab. »Stimmt, dein Pech, Sinclair. Der Wurf war von mir auch nur als Warnung gedacht. Als Zeichen, wie eng Leben und Tod zusammenhängen.«
»Soviel zur Einleitung«, sprach ich. »Wie geht es weiter? Weshalb haben Sie mich überhaupt empfangen?«
Maya ließ sich Zeit mit der Antwort. Sie rauchte einige Züge. Da sie neben einem kleinen Fenster saß, schob sie die Gardine zur Seite und holte von der Fensterbank eine Rotweinflasche und zwei Gläser. Sie stellte die drei Dinge auf den Tisch und füllte die Gläser. »Nimm dir eines, Sinclair, der Wein ist gut.«
Ich wollte nicht unhöflich sein. Wir prosteten uns zu, tranken, und ich spürte ihn wie dünnes Öl über meine Zunge rinnen. Er hatte es verdammt in sich.
»Dies könnte der letzte Schluck in deinem Leben sein«, begann Maya wieder, »denn es gibt Dinge, die für Menschen einfach zu groß sind.«
»Warum haben Sie dann mir Bescheid gesagt?«
Sie hob einen Finger und wedelte damit. »Für normale Menschen«, korrigierte sie sich.
»Und ich bin nicht normal?«
»Nein, du hast zumindest einen unnormalen Beruf. Du beschäftigst dich mit Kräften, die tief in der Vergangenheit ihren Ursprung haben. Dinge, über die viele Menschen nicht sprechen, die sie aber mit dem Begriff unheimlich, legendenhaft, höllisch und was weiß ich nicht alles umschreiben.«
»Das stimmt in der Tat.«
»Weil dem so ist, wollte mein Bruder mit dir reden und dir von einer, ich drücke es mal nüchtern aus, Sache erzählen, die ihn schon seit Jahren bedrückt.«
»Dreht es sich dabei um die Hölle?«
Maya drückte die Zigarette aus und nahm noch einen Schluck Wein. Den letzten Tropfen wischte sie mit der Zungenspitze von ihrer Unterlippe. »Ich glaube nicht, daß es sich allein um die Hölle dreht«, erwiderte sie. »Es ist möglicherweise etwas anderes.«
»Bitte!«
»Keltische Magie.«
»Ach.«

»Du kennst sie.« Maya lächelte und ließ mich trotzdem nicht zu Wort kommen. »Sie ist gefährlich, sie ist uralt, es ist eine Natur-Magie, und auch sie hat die Zeiten überlebt. Es gibt gewisse Orte auf der Welt, wo sie sich konzentriert hat.«

»Das weiß ich.«

»Und nicht nur in Irland«, fuhr Maya fort. »Auch an anderen Flecken der Welt findest du sie. Eric, mein Bruder, wußte von einem dieser Orte. Er wußte auch von der großen Gefahr, die davon ausging, und er wollte sie mit dir zusammen zerstören, denn er hat erfahren, wer du bist und wie du dein Leben führst.«

»Das finde ich nobel. Weniger schön finde ich es aber, daß er fortgegangen ist.«

»Ja, er mußte.«

»Weshalb?«

»Er spürte, daß er nicht mehr warten konnte. Hätte er auf dich gewartet, wäre es zu spät gewesen. So hat er unseren Wagen verlassen und ist allein gefahren.«

»Zu diesem Ort?«

»Natürlich.«

»Und wo befindet er sich?«

»Das weiß ich nicht genau.«

Ich holte tief Luft. »Miß Mayotte, so können Sie nicht mit mir reden. Ich komme mir allmählich auf den Arm genommen vor. Sagen Sie mir, wo sich Ihr Bruder befindet.«

»Ich habe wirklich keine Ahnung.« Sie schaute mich sehr ernst an. Ich wußte nicht, ob sie log oder die Wahrheit sagte. In ihren dunklen Augen jedenfalls war nichts dergleichen zu erkennen.

»Nun gut, gehen wir einmal davon aus, daß Sie den Ort nicht kennen, aus welchen Gründen auch immer. Wie aber kam Ihr Bruder dazu, sich mit dem Gebiet zu beschäftigen? Wer sind Sie und Ihr Bruder?«

»Weise Menschen.«

»Das glaube ich Ihnen gern, streite es auch nicht ab. Nur reicht mir die Antwort nicht.«

Sie antwortete wieder mit ihrer tiefen, etwas rauchig klingenden Stimme. »Wir gehören zu einem Volk, das jahrhundertelang verfolgt wurde und auch jetzt noch vielen Repressalien ausgesetzt ist, denn wen die Menschen nicht einordnen können, den verachten, vertreiben oder töten sie, obwohl sie wissen, daß unsere Kenntnisse über gewisse Dinge einfach enorm sind. Wissen Sie jetzt, zu welchem Volk ich gehöre?«

»Das ist nicht schwer zu erraten. Sie leben in einem Wohnwagen. Ich würde Sie als Landfahrer bezeichnen. Zigeuner sagt man auch.«

»Es stimmt. Haben Sie etwas gegen Zigeuner?«

»Nein. Ich habe großen Respekt vor Ihnen. Vor Ihrer Kultur, vor Ihrem Wissen, und ich bewundere die Gastfreundschaft dieses Volkes. Das ist nicht bei allen Menschen so.«

»Weiß Gott nicht.« Sie schaute mich an. »Ich sehe, daß Sie ehrlich mir gegenüber sind.« Sie sprach mich einmal mit du und dann wieder mit Sie an. »Ehrlichkeit ist wichtig, hat mein Bruder immer wieder betont.«

»Wobei wir beim Thema wären. Ihr Bruder. Was ist mit ihm? Was soll ich tun?«

»Warten.«

»Auf ihn?« Ich lächelte dünn.

»Bis er zurückkehrt und Ihnen berichten kann, ob er es geschafft hat oder nicht.«

»Und wenn nicht?« fragte ich.

»Werden wir es schon merken.«

Ich legte meine Stirn in Falten. »Halten Sie mich nicht für dumm, Maya, aber da komme ich nicht mit. Woran wollen Sie merken, ob er es geschafft hat oder nicht? Wenn ihm etwas passiert ist, können wir warten, bis wir alt und grau sind.«

»Eben nicht«, widersprach sie. »Es ist Ihr Fehler, daß Sie unser Volk und dessen Fähigkeiten nicht richtig kennen und einzuschätzen wissen, John. Wenn er keinen Erfolg hat, bekomme ich, seine Schwester, Bescheid.«

»Durch wen?«

»Telepathie. Haben Sie vergessen, welche Fähigkeiten unser Volk noch besitzt? Wir haben im Laufe der Jahrhunderte der Natur vieles abgeschaut. Es sind ihre Kräfte, die wir uns zu eigen gemacht haben, mit denen auch wir umgehen können. Zwischen meinem Bruder und mir existiert eine Verbindung. Der eine merkt, wenn es dem anderen schlechtgeht oder wenn er sich in Gefahr befindet.«

»Gut, das nehme ich so hin.«

»Sie müssen es auch, und ich weiß das. Sonst hätte sich mein Bruder nicht mit Ihnen in Verbindung gesetzt. Er weiß, daß Sie das Kreuz haben. Ist es Ihnen damals nicht von einer Angehörigen unseres Volkes übergeben worden?«

»Ja, das war Vera Mönössy.«

»Richtig. Auch wir haben sie gekannt. Wir wußten, daß sie etwas Ungewöhnliches in Verwahrung hat, haben aber nie direkt darüber gesprochen. Auch gab sie auf Fragen keine Antworten und erklärte uns nur, daß sie den Gegenstand einem Würdigen übergeben wird, wenn die Zeit dafür reif ist.«

»Das war ich.«

»Deshalb hat mein Bruder dich auch ausgesucht. Er hat lange geforscht, bis er dich fand. Wir sind tatsächlich Landfahrer und immer

unterwegs gewesen.«

»Hängt sein Verschwinden oder dieser Fall, der ihn beschäftigt, mit meinem Kreuz zusammen?«

»Das kann ich nicht sagen. Eric hat mir nicht viel erzählt. Er ist ein sehr schweigsamer Mensch. Er wollte auch nicht länger warten. Auf dem Stuhl, wo du sitzt, da hat auch er gesessen. Plötzlich sprang er hoch und sagte: Ich gehe jetzt. Ich muß gehen. Ich kann nicht länger warten.«

»Hat er sonst noch einen Grund genannt?«

»Nein. Er verschwand. Vielleicht hat er etwas gespürt und Kontakt bekommen.«

Maya konnte mir viel erzählen. Mir gefiel einiges nicht an ihrem Bericht. »Hat er wirklich nichts von seinem Ziel berichtet?«

Die dunkelhaarige Zigeunerin vor mir hob die Schultern. »Ich weiß nur, daß es ein Haus ist.«

»Immerhin etwas. Eine Spur. Ist es ein besonderes Haus?«

»Ich glaube.«

»Wo kann ich es finden?«

»Das hat er nicht gesagt. Er nannte es einfach das unheimliche Haus. In seinen Mauern muß etwas wohnen und leben, vor dem die Menschen Angst haben, das sie überfällt, das sie völlig einnimmt und sie entsprechend verändert. Eine Kraft aus der Hölle oder aus den Tiefen der Erde, was weiß ich.«

»Sie sprachen von einer keltischen Magie oder Mystik.«

»Ja, das kann auch sein.« Maya trank einen Schluck. Nur noch ein Rest Rotwein schimmerte im Glas. »Ich bin da wirklich überfragt. Ich hätte ihm auch gern geholfen, leider war dies nicht möglich. Er ist einfach zu verschlossen.«.

»Dann können wir nur warten.«

»So ist es.«

Maya hatte nicht mehr viel zu sagen oder wollte nicht sprechen. Zwischen uns stand das Schweigen.

Sie schenkte Wein ein. Ihr Glas füllte sich wieder, die Flasche aber wurde leer.

Ich schaute mich im Wagen um. Er war gemütlich eingerichtet, soweit dies die Enge überhaupt zuließ. Ein Schrank, eine Kommode mit einem tragbaren TV-Gerät darauf, ein schmaler Spind, dessen Türen verschlossen waren. Auf einem fahrbaren Wagen standen einige Gläser, und im schrägen Winkel zum Vorhang hatte auch ein Sessel seinen Platz gefunden. Der Stoff war schon durchgesessen und zerschlissen.

Plötzlich vernahmen wir das Klingeln!

Ein ungewöhnliches Geräusch. Es wollte in diese Stimmung nicht so recht hineinpassen. Mir kam es vor wie eine Botschaft.

Ich drehte mich um, weil ich das Klingeln in meinem Rücken vernommen hatte. Ich bekam mit, wie sich Maya steif hinsetzte. »Das Zeichen«, hauchte sie. »Eric gibt mir das Zeichen.«

»Welches?«

»Er ist… er hat Schwierigkeiten.« Maya verlor Farbe. »Es ist schlimm…«

Das Klingeln steigerte sich. Ich hatte längst erkannt, daß es die Gläser auf dem fahrbaren Tisch waren, die sich bewegten und dabei mit ihren Außenseiten aneinander stießen.

Mit einem berstenden Geräusch zersprang die Scheibe am Fernsehapparat. Die Splitter spritzten in den Wohnwagen. Wir hatten Glück, daß sie uns nicht erwischten.

Maya Mayotte aber schlug die Hände gegen ihre Wangen und schrie: »Er ist tot! Er ist tot…!«

Das Wasser war nicht warm, aber auch nicht kalt. Möglicherweise lag es auch an dem Neoprenanzug, daß Eric Mayotte die Temperatur nicht so spürte, jedenfalls hatte er den Eindruck, in die lauwarme Brühe hineinzugleiten, die zudem einen grüngrauen Farbton angenommen hatte, so daß er nichts sehen konnte.

Daran hatte er gedacht und sich deshalb eine Unterwasserlampe mitgenommen. Er hakte sie von seinem Gürtel los und schaltete sie ein.

Der Strahl drang nicht sehr weit in den wassergefüllten tiefen Keller hinein. Er fächerte in die Breite und bildete einen kegelförmigen Schein oder eine Glocke, durch die allerlei Algen, Tang und Pflanzenstücke trieben. Das Wasser besaß zudem eine grünliche Farbe, die direkt hinter der Lampe heller wurde und schon ein kristallines Aussehen bekam.

Eric atmete ruhig durch. Er schmeckte die Luft aus der Flasche. Ihm kam sie vor, als enthielte sie einen metallischen Beigeschmack. Beim Ausatmen schaute er den Luftblasen nach, die vor und über seinem Kopf in die Höhe perlten, um an der Oberfläche zu zerplatzen.

Er aber tauchte tiefer.

Und er wunderte sich darüber, wie tief dieser Keller unter dem Keller war. Dabei hatte er das Gefühl, in einem See zu versinken.

Mit langsamen Schwimmbewegungen gelangte er immer tiefer in den See unter dem Keller. Je mehr er sich dem Grund näherte, um so dunkler wurde es. Das Wasser nahm an diesen Stellen eine schon beinahe schwarze Färbung an. Die in ihm treibenden Tangfäden und Pflanzen vermehrten sich, so daß der einsame Taucher mehr als einmal berührt wurde und er das Gefühl bekam, als würden kalte Totenhände über die Haut in seinem Gesicht streifen.

Das hier war nichts für Menschen mit schwachen Nerven. Diese Welt war ein Reich für sich. Sie lauerte im Wasser, sie wollte nicht gestört

werden, und wehe demjenigen, der es trotzdem versuchte.

Eric Mayotte hatte sich nicht einschüchtern lassen. Er wußte von dem Bösen, und er wollte es vernichten, bevor es dazu kam, andere Menschen zu töten.

So tauchte er weiter. Schmal und gestreckt glitt er in die Tiefe. Dabei bewegte er nur seine Beine, die Arme benötigte er nicht. Es gab keine Wellen, keinen Wirbel, keine Kreisel, das Wasser kam ihm ruhig vor wie Glas.

Mit seinem Blick folgte er dem Strahl der Lampe, der plötzlich auf etwas noch Dunkleres, Schwärzeres traf.

Es war der Grund!

Sekunden später hatte auch Eric ihn erreicht. Seine ausgestreckten Hände berührten ihn. Er spürte so gut wie keinen Widerstand, denn einen Moment später sanken sie ein und waren verschwunden.

Zäher, schwarzer Morast wollte sie festhalten, aber Mayotte gelang es, sie wieder herauszuziehen.

Von seinen Fingern rannen dabei die Schlammreste, sie tropften auf den Untergrund.

Eric trat jetzt Wasser. Dabei drehte er sich auf der Stelle. Daß er nur den Grund gefunden hatte, befriedigte ihn nicht. Es mußte noch etwas anderes hier unten geben, denn er dachte an die Schleimspuren, die er im Keller und im Haus entdeckt hatte.

Und so schwamm er weiter, bewegte sich dabei nach rechts durch die trübe, grünschwarze Brühe und sah plötzlich die Schatten, die am Ende des Strahls emporwuchsen.

Sie standen in der Tiefe, hatten auf dem Grund ihren Platz gefunden und waren Gegenstände, die tot aussahen.

Aber nicht alles, was tot wirkte, war es auch tatsächlich. Eric spürte den verstärkten Herzschlag. Er wußte, daß er dicht vor dem Ziel stand, atmete automatisch schneller und vermehrte die Anzahl der kleinen Luftblasen.

Mit zwei leichten Beinschlägen erreichte er sein Ziel. Was vor ihm in die Höhe wuchs, sah aus wie zusammengepreßte Pflanzen oder knorrige Baumstämme, die man abgehackt hatte. Sie bildeten einen regelrechten Wald, so dicht standen sie zusammen, als wollten sie das verbergen, was sich hinter ihnen befand.

Eric wollte es genau wissen. Er mußte etwas suchen und sich schließlich eine Lücke schaffen, durch die er sich schieben konnte.

Wieder glitt er hinein in eine dunkle, furchtbare Unterwasser-Welt. Dieser Teil hier war anders. Er kam sich vor wie auf einer Lichtung, in deren Mitte etwas in die Höhe wuchs.

Noch näher schwamm er heran. Der Lampenstrahl zitterte ein wenig, schwang mal nach rechts, dann wieder nach links und traf schließlich sein Ziel.

Eine Statue!

Schrecklich war das Gesicht in der oberen Hälfte. Eine furchtbare Fratze, die sogar noch Hörner besaß, als wäre sie mit dem Teufel persönlich eine Verbindung eingegangen.

Ein Anblick, der einen Menschen schaudern ließ und der auch unter Wasser nichts von seiner Widerlichkeit eingebüßt hatte.

War die Statue tot? Lebte sie? Durch die leichten Wellenbewegungen in ihrer unmittelbaren Nähe kam es ihm so vor, als würde sich das Gesicht tatsächlich bewegen.

Er glitt näher heran. Seine Hände hielt er auch weiterhin ausgestreckt. Er wollte die Statue berühren, sie fühlen, um erkennen zu können, ob tatsächlich Leben in ihr steckte.

Dazu kam es nicht mehr.

Eric zuckte plötzlich zurück, als er in der oberen Hälfte das Augenpaar sah. Noch immer hatte es den gleichen Farbton wie das gesamte Holz.

Jetzt aber glühte es auf!

Rot und grün zugleich. Eine böse Magie, eine gefährliche Strahlung breitete sich aus und erfaßte auch Eric.

Die Gefahr war da, der Tod schwebte bereits mit seiner knöchernen Klaue über ihm.

Es war nicht die Klaue des Sensenmanns, die sich ihm in seinem Rücken genähert hatte, sondern etwas anderes.

Lautlos, gefährlich - und tödlich…

Lange Arme, wie zusammengerollter Tang. Sehr stark und von einer Kraft geführt, die nichts mit den Wellenbewegungen des Wassers zu tun hatte.

Die Arme erreichten ihn. Die leichte Berührung auf der Schulter bemerkte Eric nicht einmal. Er wurde erst aufmerksam, als sich zwei Tangarme zu Würgeschlingen drehten und sich um seinen Hals legten.

Sofort drückten sie zu.

Noch einmal konnte der Mann atmen. Dann wurde er zurückgezogen, weg von der Statue und dem Untergrund entgegengepreßt, in dessen weichen Morast er einsank, so daß schwarze Wolken in die Höhe stoben und den Körper gnädig verdeckten.

Eric Mayotte bekam keine Chance mehr. Noch ein dritter Arm erwischte ihn und riß ihm mit seiner Kraft das Mundstück zwischen den Lippen hervor. Damit war das Schicksal des einsamen Tauchers endgültig besiegelt.

Die letzten Gedanken galten seiner Schwester Maya, und er sah nicht mehr, wie das rotgrüne Licht in den Augen der Statue allmählich verlöschte und sich das breite Maul diesmal tatsächlich zu einem widerlichen Grinsen verzog…

***

Mayas Worte klangen mir noch im Ohr, als die Frau bereits den Kopf gesenkt und die Stirn gegen die Tischplatte gedrückt hatte. Jetzt weinte sie, ihre Schultern zuckten, aus ihrem Mund drangen schluchzende, zischende Laute.

Helfen konnte ich ihr vorerst nicht. Ich wollte mir aber genauer anschauen, was vorgefallen war.

Auf dem kleinen Wagen war kein Glas mehr heil geblieben. In der Zeit, als auch die Scheibe des TV-Geräts zerstört wurde, war auch der Rest an noch heilen Gläsern zusammengebrochen und hatte sich als Scherbenhaufen verteilt.

Die Scherben und Reste steckten im Teppich und wurden durch meine Füße noch tiefer hineingetreten, als ich mich wieder dem Tisch zuwandte.

Neben Maya Mayotte blieb ich stehen und tippte sie an. Die Frau reagierte nicht. Sie wollte allein gelassen werden und keinen Trost hören. Aber was hätte ich ihr auch sagen können? Daß es mir leid tat? Daß sie sich möglicherweise geirrt hatte?

Daran wollte ich allerdings nicht so recht glauben. Frauen wie Maya besaßen oft einen Zweiten Blick, das kannte ich aus Erfahrung. Unterschätzen durfte man diese Fähigkeit nicht. Schon des öfteren hatten mir Menschen mit diesen Gaben geholfen.

Nach einer Weile richtete sich Maya auf.

Ich kam mir etwas verloren vor, wie ich neben dem Tisch stand, und wußte auch jetzt nicht so recht, wie ich sie ansprechen sollte.

»Er ist tot«, sagte sie wieder.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich spüre es einfach.« Sie flüsterte jetzt. »Er und ich, wir waren seit Kindheitstagen zusammen. Er hat immer von dem Bösen gesprochen, vors diesem unheimlichen Haus, dessen Kräfte er zerstören mußte. Lange Jahre dauerte es, bis er sich überwinden konnte, dies in Angriff zu nehmen. Das hat er heute getan.«

»Vielleicht ist er nur verletzt!«

»Nein!« schrie sie mich fast an. Dann ballte sie ihre rechte Hand zur Faust und schlug damit mehrmals auf den Tisch. Jeden Schlag begleitete sie mit dem Satz:

»Er ist tot. Er ist tot…!«

Dann brach sie wieder zusammen und weinte. Ich nahm Platz, beobachtete die Frau, die hin und wieder den Kopf anhob und ihn schüttelte. »Ich weiß nicht, was ich machen soll«, flüsterte sie. »Ich bin zu schwach.«

»Wir werden uns gemeinsam das Haus ansehen.«

»Nein, auch du schaffst es nicht. Es ist so etwas Altes, Grausames und Böses. Irgendwie muß er erweckt worden sein, durch welchen Vorgang auch immer.«

»Wissen Sie, wem das Haus gehört hat?«
Ich erntete ein Achselzucken. »Es hatte wohl mal einen Besitzer. In der letzten Zeit muß es leergestanden haben. Jedenfalls hat mein Bruder nie über einen Bewohner oder Besitzer gesprochen. Es war wie eine Zeitbombe. Verstehst du?«
»Das ist mir schon klar.«
»Und man soll die Urzeit-Magie ruhen lassen, sonst verbrennt man sich die Finger oder noch schlimmer.« Sie holte fast schlürfend Luft. »Es tut mir leid, daß dies geschehen mußte, aber ich kann Ihnen auch nicht mehr helfen.«
»Sollen wir nicht gemeinsam das Haus aufsuchen?«
»Ich will nicht!« Sie starrte mich aus ihren tränenfeuchten Augen an. »Jedenfalls nicht jetzt!«
»Wann denn?«
»Du mußt jetzt gehen«, sagte sie leise. »Ich… ich möchte allein sein, verstehst du?«
»Sicher. Ist es nicht zu gefährlich? Was Ihrem Bruder passiert ist, könnte auch Ihnen geschehen, Maya.«
»Nein, nicht mir. Ich bin hier in meinem Wagen. Ich befinde mich nicht im Haus.«
»Kann das Böse die Mauern des Hauses denn verlassen?« forschte ich weiter. »Ich hoffe nicht.«
»Wenn es gefangen ist«, sagte ich, »wer könnte dafür gesorgt haben?«
»Ein mächtiger Zauberer.«
»Den Sie nicht kennen?«
»Nein, ich kenne nichts. Ich weiß nur von der Gefahr, die sich zusammenbraut. Und ich bin mir sicher, daß es noch andere Menschen gibt, die davon erfahren haben. Man muß sie suchen und finden. Vielleicht gelingt es ihnen, den Fluch zu brechen. Wir brauchen Verbündete, starke Freunde. Sonst sind wir verloren.«
»Vielleicht fällt Ihnen noch ein, Maya, wo sich das Haus befinden könnte«, sagte ich. »Wenn ja, tun Sie mir einen Gefallen und rufen Sie mich an.« Ich gab ihr meine Karte, die sie, ohne einen Blick darauf zu werfen, einsteckte.
»Es ist gut.«
»Soll ich wirklich nicht bleiben?« fragte ich noch einmal.
»Nein, geh jetzt.«
»Aber ich komme wieder.«
»Ich kann dich nicht daran hindern. Doch nicht so schnell. Vielleicht später.«
»Morgen?«
Sie nickte, ohne davon überzeugt zu sein. Dann erhob sie sich und verschwand hinter dem Vorhang.
Die Kerzen ließ sie brennen. Auf leisen Sohlen zog ich mich zurück.

Bevor ich die Tür öffnete, warf ich noch einen Blick auf das Messer.
Als Warnung war es gedacht worden. Bei mir hatte es etwas bewirkt, bei Eric Mayotte nicht.
Auch ich war inzwischen davon überzeugt, daß er nicht mehr lebte. Auf leisen Sohlen verließ ich den Wohnwagen und trat hinaus in die Nacht. Das Gefährt stand auf einem Campingplatz, der kaum belegt war, denn das Wetter spielte den meisten Campern einen Streich. Sie hatten keine Lust, die Regentage über im Wagen zu versauern.
Sehr nachdenklich ging ich durch die schmalen Reihen. Hinter einigen Scheiben brannte Licht. Sie zeichneten sich wie ausgeschnitten vor der breiten Front der Wohnwagen ab.
Der Wind brachte einen sommerlichen Geruch von feuchtem Gras und frischen Blumen mit. Nicht allzuweit entfernt wälzte sich der breite Strom der Themse durch sein Bett.
Ich passierte einen geschlossenen Kiosk und erreichte den Parkplatz, wo auch mein Rover stand.
Ein Mann fiel mir auf. Er rauchte eine Zigarette und starrte mich an.
»Ihr Wagen?« fragte er, als ich den Schlüssel aus der Tasche holte.
»Ja.«
»Sie sind nicht von hier - oder?«
»Nein.«
»Einen Besuch gemacht?«
»So ist es.«
Der Mann stieß einen schrillen Pfiff aus. Im Dunkeln hörte ich das schnelle Tappen der Pfoten.
Dann kam ein deutscher Schäferhund hechelnd angerannt. »Moment noch«, sagte der Mann, als ich einsteigen wollte. »Wir sind Fremden gegenüber sehr mißtrauisch. Können Sie mir sagen, wen Sie besucht haben?«
»Was soll das?«
»Es geht um Diebe, die sich oft herumschleichen und in die Wagen einbrechen.«
Er bekam meinen Ausweis zu sehen und war zufrieden. »Nichts für ungut, Sir, aber das wußte ich nicht.«
»Beim nächsten Mal kennen Sie mich ja.«
»Ich sah sie bei den Zigeunern. Haben Sie die beiden besucht?«
»Ja - und?«
»Nur so.«
Ich zögerte mit dem Start. »Sie kennen die Mayottes nicht zufällig ein wenig näher?«
»Kaum. Sie sind ja nicht lange hier. Aber sie fallen eben auf, weil sie sich nicht am Wochenend-Leben hier beteiligen. Bleiben nur für sich, das ist nicht gut für die Gemeinschaft. So entstehen dann halt Gerüchte.«

»Welcher Art?«
»Kann ich Ihnen nicht sagen. Sie kennen ja die Vorurteile gegen Zigeuner.«
»Ja, die kenne ich. Danke.« Ich startete den Motor und fuhr endlich an. Die Reifen schleuderten noch Regenwasser aus Pfützenmulden in die Höhe.
Um diese Zeit wäre es normalerweise noch nicht richtig finster gewesen, aber in diesem verregneten Juni war einfach alles anders. Da hatte sich die Sonne noch weniger blicken lassen als im November. Es war ein Wetter zum Weglaufen. Nur - wohin sollte man fahren oder fliegen? Vielleicht nach Spanien, dort schien bestimmt die Sonne. Leider hatte ich momentan dort keinen Fall zu lösen und auch nicht in Südfrankreich, wo sich mein Freund Abbé Bloch aufhielt und als Erblindeter den Würfel des Heils von mir bekommen hatte, um sich wenigstens etwas schützen zu können.
Ja, in der letzten Zeit war einiges geschehen. Den Mächten der Finsternis wäre es fast gelungen, Jane Collins wieder zu sich zu holen. Auf dem Hexen-Polterabend hatte sie wieder eine der Hexen werden sollen, die dem Teufel dienten. Suko und ich hatten sie herausgehauen, nur war sie trotzdem mit einem schlimmen Fluch oder einem schrecklichen Erbe bestraft worden.
Nur in der Nacht zeigte Jane ihr normales, hübsches Gesicht. Tagsüber jedoch lief sie mit dem Gesicht einer uralten Greisin herum, wobei die Haut aussah, als wäre sie aus alter Baumrinde zusammengesetzt worden.
Jane litt unsagbar unter dieser Veränderung. Sie traute sich am Tage nicht mehr aus dem Haus. Wir alle, Lady Sarah, bei der Jane wohnte, eingeschlossen, suchten verzweifelt nach einer Möglichkeit, sie von diesem Fluch zu befreien.
Ich rollte durch ein relativ ruhiges London. Bei diesem feuchtkalten Wetter waren nicht viele Autofahrer unterwegs. Die Menschen hockten in ihren Wohnungen, fluchten über den Regen und sehnten sich nach Sonne, denn die trüben Tage machten auch aggressiv.
Wer in dieser Zeit keine Erkältung hatte, der war einfach nicht gesund. So sagten es manche Scherzbolde.
Ich dachte natürlich über den Besuch bei. Maya Mayotte nach, auch darüber, wie es dazu gekommen war. Ihr Bruder Eric hatte mich angerufen und um ein Treffen gebeten. Er hatte mir von einer Gefahr erzählt, die man unbedingt stoppen müsse. Allein hätte er die Chance nicht gehabt, er brauchte Hilfe, die ich ihm gewähren sollte.
Nun ja, ich war zu ihm gefahren, hatte nur die Schwester angetroffen und wußte auch nicht viel mehr als zuvor. Nur, daß es sich um ein unheimliches Haus handelte.
Solche Häuser gab es in England zuhauf. Fast jedes Dorf besitzt sein

Spukhaus. Man hatte viele Geschichten darüber geschrieben. Das meiste war gelogen, doch es gab Dinge, denen man auf den Grund gehen mußte, wie eben dieses mir noch unbekannte Haus, von dem Maya berichtet hatte. Nur mußte ich es finden.

Es war kurz vor 23.00 Uhr, als mein Autotelefon anschlug und mich mit seinem Signal überraschte.

Wer konnte denn jetzt noch etwas von mir wollen? Ich drosselte das Tempo und hatte mich kaum gemeldet, als ich Lady Sarahs Stimme hörte.

»Gut, daß ich dich erreiche, John.«

»Ist was passiert?«

»Das kann man wohl sagen.«

»Mit Jane, nicht?«

»Ja, sie macht mir Sorgen. Mit den Strigen hat es nichts zu tun.« Damit hatte sie auf unseren letzten Fall angespielt, der sich um diese Monstren gedreht hatte.

»Was ist es dann?«

»Jane benimmt sich so komisch«, erklärte die Horror-Oma. »Es sind nicht ihre Depressionen und ihre Verzweiflung, an die wir uns ja leider gewöhnt haben, es ist diesmal etwas anderes. Sie muß etwas spüren, das in einem unmittelbaren Zusammenhang mit den Kräften der Hölle steht.«

»Kannst du dich genauer ausdrücken?«

»Nein, eigentlich nicht. Es wäre besser, wenn du vorbeikämst, falls es deine Zeit erlaubt.«

»Klar, ich komme. Rechne in knapp zwanzig Minuten mit mir. Das schaffe ich bei dem Verkehr.«

»Gut, wir warten.«

Es paßte mir nicht in den Kram, jetzt noch zu Sarah Goldwyn fahren zu müssen. Einen Fall hatte ich mir schon aufgeladen, auf einen zweiten konnte ich gut und gern verzichten.

Ich dachte auch darüber nach, Suko zu alarmieren, ließ jedoch den Plan wieder fallen. Das brachte auch nichts. Ich wollte nicht die Pferde scheu machen, schließlich war noch nichts passiert.

Sarah Goldwyn wohnte in Mayfair, in dem alten, sehr guten Wohnviertel zwischen Hyde Park und Regent Street. Wer hier lebte, mußte begütert sein, wie eben Sarah Goldwyn, die dreifache Witwe, die das ihr hinterlassene Vermögen der verstorbenen Männer gut angelegt hatte. Allein die Zinsen brachten so viel, daß Lady Sarah noch zahlreiche wohltätige Organisationen unterstützte, so daß sie sich indirekt für die Kinder der dritten Welt, den Tierschutz und die Armen einsetzte.

Sie war eine imposante, alte, aber jung gebliebene Lady. Leider besaß sie ein Hobby, das mir gar nicht in den Kram paßte. Sie jagte

für ihr Leben gern Dämonen und interessierte sich auch für alles, was mit Schwarzer Magie und. Okkultismus zusammenhing. Ihre Bibliothek war bemerkenswert, ebenso wie ihre Videothek mit den entsprechenden Gruselstreifen. Es gab wohl kaum eine zweite Person auf der Insel, die sich in Lady Sarahs Alter noch so agil zeigte.

Die feuchte Stille des Stadtteils Mayfair nahm mich umfangen. Mittlerweile hatte es angefangen zu nieseln. Der Schmier lag auf der Frontscheibe. Auch die Wischer schafften ihn nur mühevoll weg.

Ich ließ den Wagen ausrollen und hatte schon beim Anfahren bemerkt, daß hinter den Fenstern des schmalbrüstigen Hauses überall Licht brannte. Nur das Dachgeschoß lag im Dunkeln.

Sarah Goldwyn mußte wohl das Schlagen der Wagentür gehört haben, denn sie stand bereits in der offenen Tür. Beide Hände streckte sie mir entgegen.

»Ich freue mich, mein Junge, daß du gekommen bist.« Sie drückte mich für einen Moment an sich.

»In letzter Zeit war ich ziemlich oft hier.«

»Nicht ohne Grund.«

»Nein, den finde ich immer.«

Lady Sarah hatte die Tür offengelassen, so daß ich das Haus betreten konnte.

»Wo ist Jane?«

»Oben.«

Ich nickte und deutete die Stufen der Treppe hoch. »Soll ich sofort zu ihr gehen?«

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. »Bleib erst noch unten, John. Ich will mit dir sprechen.« Sie legte einen Finger auf ihre Lippen.

Ich verstand das Zeichen. Auf leisen Sohlen betrat ich den von der Diele abzweigenden Wohnraum.

Lady Sarah folgte mir und schloß die Tür hinter sich. »Sie weiß nämlich nicht, daß du hier bist. Ich habe ihr bewußt nichts gesagt.«

»Das mußt du mir erklären.«

»Werde ich auch.« Sie setzte sich. »Du kannst dir ruhig etwas zu trinken nehmen, wenn du willst.«

»Nein, danke, laß mal.« Ich hatte in meinem Stammsessel Platz genommen und schaute Lady Sarah gespannt an.

Sarah Goldwyn wußte nicht so recht, wie sie beginnen sollte. Da dies bei ihr sehr selten geschah, mußte sie schon ihre Probleme haben. Sie hatte die Handflächen gegeneinander gelegt und schaute dabei zu Boden. »Weißt du, John, es ist nicht einfach. Du kennst Jane ja und weißt, wie sie als Veränderte tagsüber aussieht.«

»Natürlich.«

»Je mehr Zeit verstreicht, um so stärker verändert sie sich auch weiterhin.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie meinst du das denn?«

»Es ist nicht schwer, John. Jane hat sich ja zunächst äußerlich verändert. Nun aber beginnt dieser Vorgang auch, ihre Psyche zu beeinflussen.«

»Ist sie depressiv?«

»Das liegt auf der Hand. Tagsüber versteckt sie sich, will nicht gesehen werden, kommt mir manchmal vor wie jemand, der in seiner Gefängniszelle sitzt, aber das meine ich nicht. Ich frage ganz allgemein. Kann es möglich sein, daß Jane Collins durch ihre Veränderung so etwas wie ein zweites Gesicht bekommen hat?«

Diese Frage überraschte mich derart, daß ich im ersten Moment keine Antwort fand. »Ein zweites Gesicht?«

»Ja, sie sieht plötzlich furchtbare Dinge, die sich noch ereignen werden. Sie ist wie ein Seismograph, was das Böse angeht. Sie hat ein Feeling bekommen, das sie wohl auch früher als Hexe besessen hatte und später regelrecht verschüttet wurde.«

Ich atmete tief ein und zog dabei die Stirn kraus. »Du stellst mich wirklich vor Probleme.«

»Das weiß ich.«

»Wie war es denn im einzelnen?«

Lady Sarah hob die Schultern. »Heute, zum Beispiel, war es besonders schlimm. Es begann erst, als sich Jane wieder in eine normal aussehende Frau verwandelt hatte. Da spürte sie die Last, den Druck, daß irgend etwas geschehen sein mußte, dessen Ausläufer ihr Innerstes derart berührten, daß kein normales Wort mehr mit ihr zu reden war. Kurzum: Jane hat etwas gesehen.«

»Und was, bitte?«

»Ich habe sie gefragt. Leider bekam ich keine Antwort. Sie wollte mich überhaupt nicht zur Kenntnis nehmen. Für sie war ich einfach Luft, verstehst du?«

»Ein wenig. Aber sag mir, worüber sie gesprochen und was sie alles gesehen hat?«

»Über das Böse, das an einem bestimmten Fleck haust.«

»Tut mir leid. Sarah, das ist zu allgemein.« Ich dachte an die Aussagen der Maya Mayotte. »Das Böse kann überall freikommen. Es gibt viele Orte. Das kann ein Sumpf sein, ein Berg, eine Insel, ein Haus…«

»John, das ist es!« Ich schrak zusammen, so laut hatte Sarah Goldwyn gesprochen.

»Was ist es?«

»Das Haus, John, das Haus.« Sie nickte heftig. »Jane hat von einem Haus gesprochen.«

Ich sah sie an und sprach nicht. Das wiederum wunderte die Horror-Oma. »Was hast du denn?«

»Etwas Verrücktes, etwas völlig Irres.«
»Rede doch!«
Ich wollte schon sprechen, dann wiederum dachte ich daran, daß es zahlreiche Häuser gibt und daß Janes Haus nichts mit dem gemein haben mußte, von dem ich gehört hatte.
»Was hast du denn?«
Mein Lächeln fiel schal aus. »Es ist eigentlich nichts Beweisbares«, erklärte ich der Horror-Oma.
»Ich dachte nur daran, daß ich mich gerade mit einem Haus beschäftige. Es soll angeblich einen bösen Einfluß besitzen. In seinen Mauern lebte oder wohnt etwas Teuflisches. Eine Zigeunerin berichtete mir davon, und sie sah auch den Tod ihres Bruders.«
Lady Sarah hatte mich bei meinen Erklärungen angestarrt. »Komisch«, sagte sie.
»Sicher.«
»Vielleicht gibt es Verbindungen? Wo befindet sich das Haus denn, von dem die Zigeunerin sprach?«
»Keine Ahnung.«
»Wie?«
»Sie wußte es selbst nicht. Dieser Maya war nur bekannt, daß es existierte.«
»Und der Bruder?«
»Ist hingefahren, um sich dort umzuschauen. Er wollte das Grauen stoppen oder vernichten.«
Sarah Goldwyn wischte sich über die Stirn. »Das ist in der Tat außergewöhnlich. Aber manchmal gibt es Dinge im Leben, die sind schlimmer oder interessanter als Zufälle. Die muß man einfach hinnehmen, weil sie im Buch des Schicksals stehen.«
»Gut gesagt.« Ich lächelte.
Sarah Goldwyn stand auf. »Du solltest zu Jane Collins hochgehen und mit ihr reden.«
»Was glaubst du, was ich gerade tun wollte.« Auch ich stand auf, wurde aber am Arm festgehalten, noch bevor ich das Zimmer verlassen konnte.
»Sei behutsam, John. Unser Schützling befindet sich in keiner guten Verfassung.«
»Natürlich. Ist die Tür abgeschlossen?«
»Soviel mir bekannt ist, nicht.« Sarah hob die Schultern. »Aber man kann bei ihr keine Reaktionen mehr voraussehen. Jane agiert oft sehr sprunghaft. Das hängt mit ihrer Verfassung zusammen.«
»Kann ich mir denken.«
Ich stieg die Treppe hoch. Lady Sarah blieb hinter mir. Beide bemühten wir uns, möglichst leise zu gehen, weil wir die Detektivin nicht erschrecken wollten.

Jane bewohnte die Zimmer in der ersten Etage. Schon auf den letzten Treppenstufen vernahm ich ihre Stimme. Jane sprach so laut, daß es durch die geschlossene Tür schallte.

Was sie allerdings sagte, konnte ich nicht verstehen. Vor der Tür blieb ich stehen. Das Licht der Deckenleuchten umschmeichelte Sarah und mich. Mittlerweile hatte Janes Zimmer auch wieder ein neues Fenster bekommen. Das alte war von den Strigen zerstört worden.

Ich klopfte an.

Jane sprach weiter mit sich selbst, ohne überhaupt auf das Geräusch zu achten.

»Geh doch einfach hinein!« flüsterte Sarah.

Es war schon komisch. Ich hatte jahrelang mit Jane gut zusammengearbeitet. Wir hatten uns blendend verstanden, dann war die schreckliche Zeit ihrer Verwandlung gekommen, auch die hatte Jane überstanden. In ihrer Brust schlug jetzt ein Kunstherz. Zwar war das Verhältnis zwischen uns nie mehr so geworden wie früher, dennoch hing ich an ihr und betrachtete sie als gute Freundin, zu der ich immer hinkommen konnte, wie es auch umgekehrt der Fall war.

Jetzt aber zögerte ich, ihre Zimmertür zu öffnen. Bis Lady Sarah mich anstieß und fragte: »Soll ich es machen?«

Da drückte ich die Klinke, schob die Tür auf und betrat das Zimmer. Ich ging vor, Sarah blieb hinter mir stehen.

Jane Collins wandte uns den Rücken zu. Sie trug ein schwarzes, figurbetontes Kleid, das Oberteil fiel in den Hüften etwas über. Ihr Haar war modern geschnitten, eine rote Spange leuchtete in der weizenblonden Pracht, und sie stand am Fenster, um in den Hof zu schauen, als wollte sie noch nach Strigen suchen.

»Hallo, Jane«, sagte ich.

Sie hatte mich gehört. Ihr Selbstgespräch verstummte, als sie sich langsam umdrehte.

Wir schauten uns an. Ich lächelte, nickte ihr zu und sah ihr normales Gesicht, in dem sich die Augen geweitet hatten.

»John - du?«

»Ja, ich.«

Sie schluckte. Das Gesicht bekam einen harten Zug, und auch ihre Stimme veränderte sich, als sie den folgenden Satz sagte: »Geh, John, verlaß den Raum, sonst bist du des Todes…«

***

Maya Mayotte wußte nicht, wie lange sie unbeweglich am Tisch gesessen und nachgedacht hatte.

Das heißt, sie hatte nachdenken wollen, es war ihr nicht gelungen.

Nur eines wußte sie.

Ihr Bruder lebte nicht mehr. Er war tot, er hatte es nicht überstanden

und seinen Forscherdrang mit dem Leben bezahlt. Nicht einmal 40 war er geworden, nicht einmal 40, fünf Jahre älter als sie.

Langsam sanken ihre Arme nach unten. Flach legte sie die Handflächen auf den Tisch. Sie starrte auf die Rücken, sah die etwas grobporige Haut, auch die Adern darunter und dachte daran, daß auch sie älter geworden war und nun allein auf der Welt stand. Ihre Eltern waren in der schrecklichen Zeit nach dem Krieg umgekommen. Angeblich bei einem Unfall. Man munkelte jedoch, daß einer von einer verfeindeten Sippe sie in eine tiefe Schlucht gestoßen hatte, um sich von einem uralten Familienzwist zu befreien.

Maya und Eric wurden von einer Tante angenommen und wuchsen bei ihr auf, wo sie auch einen Teil der Jugend verbrachten. Als die Tante starb, da machten auch sie sich selbständig, weil sie ihr eigenes Leben führen wollten.

Und sie hatten herausgefunden, daß sie eigentlich etwas Besonderes waren.

Bei Eric war die Eigenschaft des Zweiten Gesichts stärker vertreten als bei Maya. Wo sie nur Ahnungen besaß, konnte er manchmal die Dinge konkret beim Namen nennen. Damit hatten sie ihr Geld verdient. Auf Jahrmärkten, Volksfesten und Trödelmärkten.

Vieles war Hokuspokus, es gab da schließlich einige Tricks, aber manche Dinge stimmten auch. Die traten nur selten zum Vorschein, meist nie, wenn sie Kunden besaßen.

Nur zweimal hatte Eric einen Kunden vor der Zukunft gewarnt. Der eine hatte die Warnung ernst genommen, der andere war bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, obwohl ihm Eric davon abgeraten hatte, die Maschine zu betreten.

In den letzten Monaten hatten sie Irland, die Grüne Insel, verlassen und waren durch Schottland und England gezogen. Sie verdienten nicht viel Geld, oft hatte man sie davongejagt, aber sie konnten ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Dann hatte ihr Bruder das Böse gesehen!

Manifestiert in einem alten Haus, irgendwo auf dem Lande, zwischen zwei Großstädten, gefangen in einem einsamen Gelände. Und dieses Haus ließ sie nie los, obwohl keiner der Geschwister je einen Fuß hineingesetzt hatte.

Eric sah es vor sich.

Oft hatte er bis in die frühen Morgenstunden am Tisch gesessen und darüber nachgegrübelt. Es mußte etwas Furchtbares in diesem Haus geschehen sein, das noch immer lauerte. Und es hing irgendwie mit einer alten, gefährlichen Kraft zusammen, die bei den Kelten ihren Ursprung besessen hatte.

»Ich muß es zerstören!« hatte er immer wieder gesagt. »Ich darf es nicht am Leben lassen!«

Maya war immer dagegen gewesen, aber Eric wollte die Menschen retten, obwohl diese ihnen oft genug übel mitgespielt hatten.

Eric ließ sich von seinem Plan einfach nicht abbringen. Er hatte immer wieder geforscht, nachgelesen und suchte Verbündete, bis er auf den Namen John Sinclair gestoßen war.

Durch sein zweites Gesicht und durch das Kreuz, das einmal einer Zigeunerin gehört hatte. Anschließend war Eric in seinen Nachforschungen voll aufgegangen und hatte John Sinclair endlich in London gefunden und sich mit ihm verabredet.

Zu einem Treffen zwischen den beiden war es nun leider nicht mehr gekommen. Wäre dies der Fall gewesen, dann wäre Eric sicherlich noch am Leben.

Was hatte ihn so getrieben, es auf eigene Faust zu versuchen? Darüber dachte seine Schwester nach, ohne allerdings zu einem Resultat zu kommen. Was den Stein ins Rollen gebracht hatte, mußte tief in seinem Innern gewesen sein.

Maya schaute auf die drei Kerzen. Zur Hälfte waren sie schon herabgebrannt. Der dreiarmige Leuchter, in dem die Kerzen steckten, gehörte zu den wertvollsten Gegenständen der Wohnwageneinrichtung. Er stammte aus einer sehr alten Zeit und war von Eric in einer Höhle gefunden worden.

Mayas Bruder hatte ihn stets gehütet wie einen Augapfel, aus ihm hatte er so etwas wie Kraft geschöpft. Er sollte auch der Wegweiser sein zu den anderen Dingen, den metaphysischen, ein Katalysator für das zweite Gesicht des Mannes.

Maya schaute in die Flammen. Sie konnte nicht mehr weinen. Ihre Augen schmerzten, sie waren gerötet, sicherlich zeichneten dicke, dunkle Ringe die Haut.

In genauen Abständen standen die drei Kerzen auseinander. Drei Flammen, die an verschiedenen Stellen ihr weiches Licht abgaben, als würden sie ihr eine Botschaft übermitteln.

Zu den Fähigkeiten Mayottes gehörte es auch, in eine Art von Trance fallen zu können.

Das genau passierte mit Maya!

Zwar saß sie nach wie vor auf dem Stuhl, doch sie hatte plötzlich das Gefühl, zu schweben. Sie sah sich über den Dingen. Der Raum um sie herum schrumpfte, dafür nahm die Helligkeit zu, und die drei Kerzenflammen veränderten sich zu Lichtsäulen, die wie Schwerter vor ihr standen, um sich einen Moment später zu vereinigen und einen Kreis zu bilden.

Einen hellen Kreis.

Hell wie Knochen, wie Gebein…

Und mit einem Bild darin, einem schattenhaften Etwas, das allerdings kantige Umrisse besaß.

Es war ein Haus!
Maya saß starr, aber sie schrak innerlich zusammen, als sie dieses Haus sah, das tatsächlich helle Mauern besaß und keinen direkten Kontakt mehr mit dem Boden hatte, denn es schwebte, und es stand gleichzeitig auf einem gewaltigen Totenschädel.
Dieser Totenkopf wirkte wie ein makabres Fundament. Er war eine Stütze und gleichzeitig ein Zeichen für die Vergänglichkeit. Konnte es einen besseren Hinweis auf die Kräfte geben, die innerhalb dieses unheimlichen Hauses existierten?
Maya beobachtete weiter. Ohne es direkt zu merken, speicherte ihr Hirn jedes Detail. Sie erkannte auch den Hintergrund, einen weiten, von Blitzen gespaltenen Himmel.
Die zackigen Speere schossen aus den dunklen Wolkeninseln, als wären sie von den Händen einiger Riesen gegen den Erdboden geschleudert worden. Maya glaubte sogar den fernen Donner zu hören, sie sah den Wind, der über eine mit hohem Gras bewachsene Ebene vor dem Haus wehte und auch die Baumkronen weit hinter dem Gebäude schüttelte, als wollte er sie auseinander reißen.
Bilder einer fremden Macht, einer unheimlichen Kraft, der es gelungen war, ihr Reich zu verlassen und an die Oberfläche zu kommen, wo sie von vielem Besitz ergreifen wollte.
Dieses Haus gehörte dem Tod. Es sah äußerlich nicht einmal abweisend aus, doch wehe dem, der die helle Eingangstür aufriß und die Schwelle überschritt.
Er war verloren.
Wie Eric Mayotte!
Noch immer stand und schwebte das Gebäude mit dem gewaltigen Totenschädel über dem Untergrund. Allmählich aber senkte es sich herab, das Bild zeigte nicht mehr die Schärfe, die Umrisse zerflossen zu einem breiigen Schein und bestanden anschließend nur mehr aus dem grellen Licht, dessen Intensität aber auch abnahm, so daß es sich teilte und wieder zu den drei leuchtenden Kerzen wurde, hinter denen sich, von zuckendem Schein übergossen, das Gesicht Maya Mayottes abzeichnete.
Ein seufzender und gleichzeitig ächzender Atemzug war zu hören. Durch die Gestalt der Frau rann ein Beben. Sie war aus der Trance, einem tiefen Schlaf, erwacht, schaute in die drei Flammen und erinnerte sich an die Botschaft.
Hatte ihr das Feuer diese Botschaft übermittelt?
Nein, nicht nur. Dahinter steckte jemand, der es leitete, der das Bild produzierte. Einer, der körperlich nicht mehr bei ihr war, ihr jedoch seelisch verbunden sein mußte, waren die Entfernungen auch noch so weit und nicht meßbar.
Ihr Bruder!

Für Maya Mayotte gab es keine andere Möglichkeit. Eric hatte versucht, durch das Haus und auch durch das Feuer Kontakt mit ihr aufzunehmen. Es war wichtig in diesem grausamen Spiel. Was immer auch geschah, das Haus stand an der ersten Stelle. Hinter seinen Mauern oder Balken hauste das Böse und hielt die Seele des Verstorbenen gefangen.

Es war schlimm, wenn ein Toter keine Ruhe fand. Wenn der Leib allmählich vermoderte, aber der Geist keine Ruhe fand und durch irgendwelche Jenseitsreiche irrte, ohne ein Ziel zu finden. Maya war davon überzeugt, daß es die Dimensionen der unglücklichen Seelen gab. Ihr Bruder ebenfalls.

Wie er berichtete, hatte er oft genug Kontakt mit diesen Jenseitsreichen gehabt.

Die Zigeunerin fühlte sich jetzt besser. Der dumpfe Schmerz um Erics Tod war zwar keinem Gefühl der Hoffnung gewichen, aber Maya wußte jetzt, daß sie etwas unternehmen konnte. Es wäre für sie schon eine Beruhigung gewesen, wenn es ihr gelang, der Seele des Bruders die Ruhe zu geben, die ihr zustand.

Sehr schwerfällig stand sie auf und strich sich Haarsträhnen aus der Stirn. Sie schaute von oben auf das Kerzenfeuer. Die Wärme brannte auf ihrer Gesichtshaut, ihre Gedanken begannen sich zu drehen, und sie dachte daran, daß es eigentlich nicht möglich war, das Haus zu finden. Eric hatte ihr nicht mitteilen können, wo sie es fand.

Glücklicherweise besaßen alle Geschwister Fahrzeuge. Eric war mit dem alten Mercedes gefahren, der auch den Wagen zog, sie benutzte einen kleinen Polo, ein deutsches Fabrikat. Das Auto war schon ziemlich alt, zu einem Spottpreis hatte sie es damals bekommen und wieder in Ordnung bringen lassen. Der Tank war voll, sie konnte fahren und wollte zunächst noch ihren Mantel holen, der jenseits des Vorhangs an der kleinen Garderobe hing.

Maya hielt den Stoff bereits in der Hand, als sie das Klopfen vernahm. Schwere Fäuste forderten die Frau auf, die Tür zu öffnen.

Besuch zu dieser Zeit? Kam der Polizist noch einmal zurück? Hatte er etwas bemerkt?

Nicht allein das Klopfen vernahm sie, auch ein scharfes schnappendes Bellen.

Maya kannte das Geräusch. So bellte an sich nur der Hund einer ihrer Nachbarn. Der Mann drehte am Abend mit ihnen regelmäßig seine Runden, nur hatte er nie angeklopft. Weshalb gerade heute?

»Machen Sie auf! Ich weiß, daß Sie im Wagen sind.«

»Was wollen Sie denn, Mr. Norton?«

»Öffnen Sie. Ich muß mit Ihnen reden.«

Maya hob ergeben die Schultern. Wenn sie sich jetzt weigerte, würde Norton sie anschwärzen.

Maya und ihr Bruder wurden oft genug von den anderen Campern schief angesehen und genau beobachtet. Jedes Abweichen von der Norm erregte Verdacht und schürte irgendwelche dummen Gerüchte.

Da war es schon besser, wenn sie mit Norton sprach.

»Na endlich«, sagte dieser, als Maya geöffnet hatte. »Das wurde auch Zeit.«

»Bitte, was wollen Sie?« Maya traf keinerlei Anstalten, die Tür freizugeben. Sie wollte den neugierigen Kerl nicht in den Wagen lassen. Vergeblich versuchte Norton, einen Blick an ihr vorbei und in das Innere zu erhaschen.

Als ihm dies nicht gelang, hob er die Schultern und schaute auf den neben ihm sitzenden Schäferhund. »Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich einen Polizisten getroffen habe.«

»Ja und?«

»Das war hier auf dem Platz.«

»Wir sollten froh sein, daß sich die Polizei noch um diese Dinge kümmert, Mr. Norton.«

Er lachte. »Toll, wie Sie das sehen. Kann es sein, daß der Bulle bei Ihnen war?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so.«

Maya nickte. »Fahrendes Volk, wie? Zigeuner ich weiß, wie Sie denken, Mr. Norton, aber mein Bruder und ich haben mit der Sache nichts zu tun. Hier ist nichts passiert, merken Sie sich das.«

»Was regen Sie sich auf, Miß Mayotte? Seien Sie doch froh, daß es Männer wie mich gibt, die ihre Augen offenhalten. Schließlich ist schon genug passiert. Sie sind eine Frau, zudem allein, Ihr Bruder ist ja weggefahren, diese Tatsache könnte andere Typen anlocken.«

»Ich bedanke mich für Ihre Besorgnis und Ihren Schutz, Mr. Norton. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte.«

»Schon gut, ich gehe.« Er zog kopfschüttelnd und brummig ab. Maya war froh, die Tür schließen zu können. Dieser neugierige Kerl hatte ihr gerade noch gefehlt. Norton gehörte zu den Menschen, die ihre Nase überall hineinsteckten und vor Neugierde bald platzten, ebenso wie seine Frau.

Maya wartete noch einige Minuten ab, bevor sie ihren Mantel überstreifte, die Kerzenflammen ausblies und den Wagen verließ. Sie schaute sich so vorsichtig um wie eine Diebin, doch niemand befand sich in der Nähe. Obwohl sie Norton durchaus zutraute, daß er sich noch in der Nähe versteckt hielt und den Wagen beobachtete.

Sie hielt sich im Schatten der Wohnwagenwand, als sie ihren kleinen Polo ansteuerte. Er stand ein Stück entfernt, an der Seite des Platzes, auf einer feuchten Ackerwiese.

Sie schloß auf und fror, als sie hinter dem Lenkrad Platz nahm. Der

Wagen war auch innen feucht geworden. Den nassen Film auf der Scheibe putzten die Wischerblätter weg. Der Motor sprang gut an, und sie kam auch auf dem feuchten Untergrund weg.

Erst als sie die Einfahrt des Platzes erreichte, schaltete sie die Scheinwerfer an und fand das graue Band der Straße, das parallel zum Platz lief.

Die Reifen schmatzten über den Asphalt. Maya dachte darüber nach, welchen Weg sie nehmen mußte. Eigentlich gab es keinen bestimmten, den sie kannte, weil sie nicht wußte, wo sich das Haus befand. Sie wollte zunächst auf die Hauptstraße gelangen, und sie vertraute ihrem toten Bruder, dessen Geist sie bestimmt beobachtete und sie auch leiten konnte.

Die Dunkelheit hatte die Landschaft zu einer ihr unheimlich vorkommenden Szenerie gemacht. Die hohen Bäume wirkten auf sie plötzlich bedrohlich, als wollten sie mit ihren langen Ästen und Zweigen nach ihr greifen, um sie festzuhalten.

Die Hauptstraße lief etwas erhöht, wie auf einem Damm dahin. Zwei Lastwagen donnerten vorbei, aber Maya bog noch nicht in die Straße ein. Sie hatte den Motor abgestellt, sich zurückgelehnt und den Hinterkopf gegen die Nackenstütze gedrückt.

Sie dachte nach und konzentrierte sich.

Es war der Bruder, den sie unbedingt »hören« mußte. Nur er konnte ihr die Chance geben, das Haus zu finden. Es gab etwas, an dem sie beide hingen.

Ein kleines Medaillon, geerbt von ihren Eltern, das die Verbindung zwischen den Geschwistern für immer aufrecht erhalten sollte. Maya hatte es mitgenommen. Eine runde matt schimmernde Scheibe, die auf der Vorderseite die Gravur eines Menschen zeigte.

Wahrscheinlich war es ein Heiliger, so genau hatte Maya es noch nicht herausgefunden.

Sie ließ das Medaillon auf der Handfläche liegen und schaute es starr an. Maya wartete auf die Verbindung. Ihre Gedanken drehten sich einzig und allein um den Bruder und um dieses alte Stück, das, laut Aussage ihrer Eltern, eine besondere Kraft besaß.

Noch hatte sie davon nichts bemerkt, aber es reagierte schon wenig später.

Ein warmes Gefühl oder ein Strom durchdrang ihren Körper. Es war wie ein Kribbeln, das an den Fingerspitzen begann und allmählich durch die Hand zog, bis hinein in den Arm und weiter zur Schulter.

Ein wunderbares Gefühl. Kribbelnd, nicht unangenehm, einfach herrlich, wie sie fand.

Maya konzentrierte sich. Sie sammelte ihre Gedanken, sie wollte eine Information, sie mußte mit dem Geist des Verstorbenen Kontakt aufnehmen. Schaffte sie es nicht, war alles vergebens.

Ruhig wie eine Tote hockte die Frau auf dem Sitz. Sie kannte nur ein Thema, sie wollte den Kontakt, sie mußte die Seele finden. Ihre Finger bewegten sich zum Handballen hin, um sich zu einer Faust schließen zu können. Jetzt hielt sie das Medaillon sehr hart fest. Die Wärme des Materials hatte nicht nachgelassen, sie war sogar noch stärker geworden. Maya schloß die Augen. Möglicherweise schaffte es der Geist ihres verstorbenen Bruders, ein Hologramm zu produzieren, ein dreidimensionales, schwebendes Bild, wie sie es schon im explodierenden Kerzenlicht gesehen hatte.

Ein Bild entstand nicht, dafür hörte sie eine leise, wispernde Stimme, die ungemein weit entfernt war und nur über Raum und Zeit hinweg an ihr Ohr drang.

»Du mußt fahren«, flüsterte die Stimme. »Fahr einfach weiter, wenn du zu mir kommen willst. Ich weiß, daß du mich suchst und mich finden willst. Ich suche dich auch, Maya. Ich brauche dich einfach, verstehst du das? Ich brauche dich in meiner Nähe, ich muß dich haben, ich will dich haben. Ich habe versagt, aber vielleicht gelingt es dir, den Schrecken zu stoppen. Sieh dich vor, das Haus ist gefährlicher, als ich gedacht habe. Es ist furchtbar, ein Hort des Bösen, das seit Urzeiten unter ihm lauert. Unter dem Keller, unter dem Keller… fahr jetzt… komm zu mir… ich… ich warte auf dich. Ich bin gefangen in den Wänden. Das Haus will mich nicht mehr loslassen. Ich soll für immer darin bleiben. Bitte, vielleicht kannst du mich befreien. Vielleicht…«

Schluß!

So wie die Stimme aufgeklungen war, verstummte sie auch wieder. Obwohl Maya ihr noch nachlauschte, hörte sie nichts mehr. Der Geist ihres Bruders hatte sich klammheimlich von ihr verabschiedet.

Dennoch war es für sie kein Grund zur Trauer. Zwar lebte Eric nicht mehr, aber sein Geist würde sie leiten und sie zum richtigen Ort führen.

Die Frau startete den Wagen. Ihre Gefühle schwankten dabei zwischen Hoffen und Bangen…

***

Lady Sarah und ich waren beide überrascht. Diese Worte hatten wir nicht erwartet. Bevor ich eine Antwort geben konnte, mußte ich zunächst einmal schlucken.

»Was hast du da gesagt?«

Jane starrte mich an. Ein fremder Ausdruck lag in ihren Augen. Dann wiederholte sie den Satz.

»Geh, John, verlaß den Raum! Sonst bist du des Todes!«

Vielleicht wäre ein anderer diesem Wunsch gefolgt, ich jedenfalls nicht. Wer so etwas zu mir sagte, der hatte seinen Grund, und den

wollte ich herausfinden.

»Nein, Jane, ich werde bleiben. Ich werde bei dir bleiben und mit dir reden.«

»Willst du sterben?« fragte sie.

»Bestimmt nicht, Jane. Wenn deine Drohung allerdings fruchten soll, dann wärst du es ja, die mich umbringen würde. Verstehst du?«

»Ich… ich weiß nicht.« Sie ging zurück, bis sie das Bett erreicht hatte. Darauf ließ sie sich fallen, blieb aber sitzen und starrte ins Leere. Mit ihren Gedanken war sie ganz woanders.

Ich drehte mich um. Lady Sarah war ebenfalls ins Zimmer getreten. Sehr leise schloß sie die Tür.

Jane zeigte sich irritiert. Sie schaute die Horror-Oma an, als wäre sie eine Fremde, gab jedoch keinen Kommentar ab.

Ich ging auf Jane zu und setzte mich neben sie. Sofort rückte sie ein wenig von mir ab, als würde meine körperliche Nähe sie stören.

»Bitte, Jane, was hast du?«

»Ja, du mußt reden. Nur so können wir dir helfen«, erklärte auch Sarah Goldwyn, als sie ebenfalls Platz nahm.

»Du mußt gehen.«

»Warum?«

»Man hat mich gefunden.«

»Wer?«

»Die andere Macht. Sie ist sehr stark. Sie hat mich lange gesucht und endlich gefunden. Mehr kann ich nicht sagen.«

»Aber du weißt, wo sie lebt?«

»Ja, in einem Haus.«

»Kannst du es beschreiben?«

»Ich sehe es genau vor mir«, gab Jane leise zurück. »Es ist… es ist nicht weit entfernt. Hell schimmern die Wände innen und außen, aber in ihm wohnt die unheimliche Macht. Da lauerte das Böse, das Grausame auf alle, die es betreten.«

»Und wer ist das Böse?«

»Ihr Geist, ihr unheilvoller Atem. Er durchweht es wie alter Modergeruch. Sie ist stark.«

»Eine weibliche Kraft oder weibliche Person.«

»Das stimmt.«

»Und ihr Name? Kennst du ihn? Hast du ihn schon einmal gehört? Hattest du Kontakt mit ihr, mit dem Bösen, das sie manifestiert?«

»Sie heißt Looza…«

Zum erstenmal war ein Name gefallen, über den ich nachdachte, aber zu keinem Resultat kam, denn ich hatte ihn nie zuvor gehört. »Looza«, wiederholte ich. »Kennst du diesen Namen, Sarah?«

»Nein, nie gehört.«

Darüber wunderte ich mich ein wenig.

Die Horror-Oma war auf dem Gebiet der Dämonologie ziemlich bewandert. Sie hatte ihre zahlreichen Bücher nicht nur gelesen, sondern auch studiert. Durch ihr fabelhaftes Gedächtnis gelang es ihr auch immer, Namen, Fakten und Daten zu behalten, die mir, dem Jüngeren, durchgingen.

Hier mußte sie passen.

»Denk bitte nach!« versuchte ich es.

»John, es tut mir leid. Ich habe diesen Namen noch nie gehört. Ich hätte ihn zudem behalten, denn er ist ziemlich ausgefallen. Looza - wer heißt schon so?«

»Ja.«

»Kennst du sie?«

Jane Collins starrte gegen die Tür, als sie ihre Antwort gab. »Nein, ich kenne sie nicht. Aber ich weiß, daß sie alt ist, sehr alt. Sie hat schon gelebt, als die Kelten im Land waren. Dort ist Looza als böse Frau verehrt worden. Sie soll von einem Götzen abstammen und auch so ausgesehen haben.«

Ich war perplex und schüttelte den Kopf. »Woher weißt du das alles?«

»Sie… sie hat sich bei mir gemeldet. Sie ist noch nicht vernichtet. Sie lebt in diesem Haus. Sie war das, was ich jetzt fast auch wieder bin. Eine Hexe.«

Sarah Goldwyn nickte mir zu. »Dann hast du die Verbindung, John. Looza war oder ist eine keltische Hexe. Die hat es schon damals gegeben. Sieh mal an.«

»Und sie ist nicht tot?« fragte ich.

»Nein, John. Sie gibt es noch. Looza besitzt Kraft. Sie hat sich damals übernommen. Sie sank ein, der Sumpf schluckte sie. Er… er war mächtiger als sie. Im Wasser war sie gefangen, aber sie verging nicht. Looza lebt weiter. Sie steht unter dem Schutz der alten Götter. Auf ihn allein vertraut sie.«

»Was ist mit dem Haus?« fragte ich.

»Dort haust ihr Geist.«

»Kannst du mich hinführen?«

Jane überlegte sich die Antwort sehr genau. »Warum sollte ich? Laß Looza in Ruhe. Sie ist so grausam. Sie wird dich töten. Sie reißt jeden an sich, der das Haus betritt, denn sie hat schon mehr als einmal getötet. Sie ist das Böse, sie holt sich die Menschen, um sich an ihnen zu laben. Looza ist so grausam. Wenn Menschen das Haus betreten, haben sie keine Chance mehr, mit dem Leben davonzukommen.«

»Sollst du auch hin?«

Jane drehte den Kopf. »Ich spüre ihren Geist, John. Seit ich verändert bin, habe ich sie gehört. Sie hat durch meine Veränderung einen Weg gefunden, mit mir Kontakt aufzunehmen. Sie ist eine der ganz alten

Hexen, ich bin eine der neuen…«
»Nein, Jane!« widersprach ich hart. »Du gehörst nicht zu den Hexen. Du hast einmal zu ihnen gehört. Das ist vorbei.« Ich schlug klatschend mit der flachen Hand auf meinen rechten Oberschenkel.
»Alles andere ist unwichtig. Du bist bei uns, du…«
»Aber mein Gesicht«, sagte sie schrill.
»Das wissen wir, und wir werden auch eine Möglichkeit finden, es wieder zu verändern.«
»Durch Looza?«
»Möglich.«
»Ich hasse sie!« flüsterte Jane. »Ich hasse alles, was ich früher einmal geliebt habe. Aber ich komme nicht dagegen an, sie haben mich noch immer, obwohl mein Bräutigam nicht mehr lebt. Sie sind einfach zu stark. Es gibt kein Entkommen.«
»Wir werden Looza stellen und vernichten.«
Jane gab mir keine Antwort. Dafür sagte Sarah Goldwyn etwas. »Zunächst mußt du einmal das Haus finden. Es wird nicht einfach sein, John.«
»Vielleicht kann Jane mir helfen.«
»Ich weiß nicht, wo es steht. Es ist hell, Sumpf befindet sich in der Nähe…«
»Weißt du, wann es gebaut wurde?«.
»In alter Zeit, aber nicht in ganz alter. Es besteht aus Holz, wirkt sogar freundlich. Manchmal ist es da, dann wiederum sehe ich es nicht. Der Sumpf…«
»Viele Sümpfe haben Namen, Jane. Dieser auch, von dem du gesprochen hast?«
Sie hob die Schultern und flüsterte: »Er steckt voller Angst und Gefahr. Es ist ein Sumpf, der lebt. Ihre Kräfte durchstreifen ihn wie geisterhafte Arme. Manchmal habe ich Angst, weil er eben so schrecklich ist. Er reißt alles an sich, das ist furchtbar. Wer ihm nicht willkommen ist, wird von ihm verschlungen.«
»Nicht vom Haus?«
»Sie sind eins.«
Lady Sarah stand auf. »So kommen wir nicht weiter, John. Wir brauchen Anhaltspunkte. Du kannst nicht mit Jane durch die Gegend fahren und darauf hoffen, daß dir der Zufall den Weg weist. Es gibt unzählige Häuser in diesem Land und…«
»Aber nicht so viele ausgefallene.«
»Das stimmt auch wieder.« Lady Sarah blieb vor Jane stehen und senkte den Kopf. »Jetzt hör mir mal zu, Mädchen. Denke nach. Überlege, ob es nicht doch etwas in der Nähe des Hauses gibt, das so prägnant ist, daß wir es als Anhaltspunkt nützen können.«
»Der Sumpf…«

»Den meine ich nicht, Kind. Sümpfe gibt es auch sehr viele in diesem Land. Existiert außer dem von dir erwähnten Sumpf noch etwas, das uns weiterhelfen könnte?«

»Ich muß nachdenken…«

»Dann bitte.«

Wir ließen sie in Ruhe. Ich ging davon aus, daß dieses Gebäude nicht so weit von London entfernt lag. Möglicherweise nahe der Themse, wo das Gelände auch manchmal sumpfig ist.

Janes Antwort unterbrach meine Gedanken. »Ein Wald«, sagte sie. »In der Nähe gibt es einen Wald.«

»Immerhin etwas.«

Ich schüttelte den Kopf. »Zu wenig, Lady Sarah.«

»Vielleicht fällt ihr noch etwas ein. Wenn diese Looza etwas von ihr gewollt hat, muß sie Jane mit Informationen gefüttert haben. Sonst würde sie das Haus nicht finden.«

»Was sagtest du, John?«

Ich winkte ab. »Denk weiter, Jane.«

»Nein, die Informationen. Das ist es. Ich… ich bekomme sie, wenn ich zu ihr gehe. Sie hat mich unter Kontrolle, John. Ich will zu ihr, ich muß zu ihr. Es ist wie ein Zwang, der immer stärker wird.«

»Wann?«

»Jetzt!«

Ich nickte. »Gut, dann bin ich dabei.«

»Aber ich soll allein kommen.«

Mein Lächeln fiel knapp aus. »Das wirst du auch. Du wirst das Haus allein betreten, ich bin trotzdem in deiner Nähe.«

»Sie wird dich aufspüren.«

»Was macht das? Besser mich als dich. Looza soll sich ruhig auf mich konzentrieren.«

»Denkst du auch an die Gefahren?« erkundigte sich Lady Sarah besorgt.

»Und ob«, erklärte ich. »In meinem Job zu kneifen, wäre allerdings der Anfang vom Ende. Ich bin bisher noch vor keinem Dämon geflohen, selbst vor dem Teufel nicht. Ich werde auch jetzt nicht nachgeben. Loozas Stunden sollen gezählt sein.«

»Ich kann dich nicht daran hindern.«

Meine Hand lag um Janes Ellbogen. Als ich aufstand, zog ich auch sie mit in die Höhe. Steif blieb sie neben mir stehen. Ich spürte, daß sie anfing zu zittern.

»Was hast du?«

»Es ist wieder da. Der Drang, der Druck, ihre Stimme. Looza spürt die andere Seite in mir, die schwarzmagische, die Hälfte des Bösen, die der Hexe.«

»Jane, das ist vorbei.«

»Nein, ich bin noch…«
Ich hörte nicht mehr hin. Dafür holte ich mein Kreuz hervor und hielt es ihr entgegen. »Bitte, nimm es. Umschließe es mit deiner Hand. Tu dir und mir den Gefallen.«
Über das Kreuz hinweg schauten wir uns an. Jane schüttelte den Kopf. »Nein, John, das kann ich nicht. Ich kann es nicht in die Hand nehmen. Tut mir leid, bitte.«
»Du bist keine Hexe!«
»Aber etwas ist in mir. Die Kraft der keltischen Hexe, die böse Frau wartet nur darauf.«
»Steck es bitte wieder weg!« sagte Sarah Goldwyn. »John, es ist besser.«
Ja, sie hatte recht, und ich ließ mein Kreuz wieder verschwinden. Es war ein beruhigendes Gefühl, es um den Hals hängen zu wissen. Jane ging bereits zur Garderobe, um ihren Mantel überzustreifen.
Die Bügel hingen in einem vorn offenen Einbauschrank.
Sarah hielt mich fest. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und brachte ihren Mund dicht an mein Ohr. Ich hörte sie flüstern: »Gib nur auf sie acht, mein Junge. Ich möchte sie nämlich zurückhaben. Trotz ihrer Veränderung. Ich liebe Jane wie eine Tochter.«
»Klar, ich passe auf.«
»Vielleicht ist es auch ihre Chance. Versuche auf jeden Fall, den Bann zu lösen. Sie muß wieder normal werden. Die Hexenkräfte dürfen sie nicht wie eine Gefangene halten.«
Ich half Jane in den Mantel. Sie schaute mich an, griff dann nach meinen Händen, drückte sie und flüsterte: »Es wird schwer werden, John. Bitte, halte mich fest. Looza ist schrecklich, sie war immer schon grausam. Sie ist tot, aber sie lebt…«
Davon ging auch ich aus, denn ich dachte an mein Gespräch mit der Zigeunerin Maya. Auch sie hatte von einem Haus gesprochen, das ihr Bruder gesucht, gefunden und in dem er letztendlich auch gestorben war, wenn ich den Ahnungen seiner Schwester Glauben schenkte.
Ich hoffte nur, daß es uns nicht auch so erging…

***

Maya Mayotte war gefahren wie in einem tranceartigen Zustand. Ihre Bewegungen schienen von einer Automatik geführt zu werden. Sie kannte das Ziel nicht und wußte trotzdem, wo sie es finden konnte.
Es war etwas vorhanden, das sie lenkte, so daß sie sich vorkam wie auf einer Schiene. Sie wußte, wohin sie fahren mußte, und sie wußte es gleichzeitig nicht. Sie vertraute nur. Der Geist ihres verstorbenen Bruders hielt sich in der Nähe auf.
Konnte er sie auch beschützen?
Das wußte Maya nicht. Deshalb fürchtete sie sich auch davor, das

Haus zu betreten. Erics Seele lebte in einer anderen Welt, einer jenseitigen Dimension, die der normale Menschenverstand nicht begriff. Sie konnte schauen und beobachten und helfend eingreifen.

Deshalb war sie auf sich allein gestellt!

Der Polo rollte weiter. Die Nacht hatte ihn und die Fahrerin verschluckt. Sie kam sich vor wie in einem engen Canyon, als sie durch einen Wald fuhr, dessen dichter Baumbestand die Fahrbahn rechts und links flankierte.

Manchmal fuhr ein Windstoß in die stark belaubten Kronen und schüttelte sie durch. Dann drehten sich die Blätter und bekamen einen matten Glanz.

Wolken tanzten über den Himmel. Dick, schwarzgrau und schwerfällig. Wie gewaltige Berge, die niederstürzen wollten, um die Erde zu zerquetschen.

Weder Mond noch Sterne schimmerten durch das dichte Grau der Finsternis. Die Gestirne schienen sich zurückgezogen zu haben, als wollten sie den Bösen Tribut zollen.

Der Wald lichtete sich. Zwischen den Bäumen entstanden Lücken, als hätte jemand einen Vorhang einfach aufgerissen.

Wie eine leuchtende Spur teilte der Mittelstreifen die Straße. Wenn Kurven erschienen, drosselte Maya das Tempo. Ein Verkehrsschild an der linken Seite zeigte eine gefährliche Doppelkurve an.

Erst rechts, dann links. Maya mußte noch mehr Gas wegnehmen. Sie schaffte die Kurven, sah die Fahrbahn feucht glänzen und bekam dann eine freie Sicht, denn sie hatte den Wald endlich hinter sich gelassen.

Ihr Blick flog über eine weite Ebene. Bewachsen mit Gras und niedrigem Strauchwerk, mit dem der Wind spielen konnte, wenn er darüber hinwegblies. Die Straße führte links weiter, sie stach nicht in die Ebene hinein, aber es waren dort Wege vorhanden. Maya hörte plötzlich die Stimme ihres Bruders. Da sie sich allein auf der Strecke befand, riskierte sie es und schaltete Fernlicht ein.

Die beiden hellen Strahlen vereinigten sich zu einem kalten Lichtteppich, der nicht nur auf der Straße blieb, sondern auch rechts und links davon einen Teil des Geländes abstrahlte.

Er wischte über das Gras hinweg, ließ die Halme bleich und silbrig schimmernd aussehen. Wenn die Spitzen vom Wind gekämmt wurden, wirkten sie so wie flatterndes Engelshaar.

Maya drehte das Lenkrad nach rechts, als die Einmündung erschien. Sie war im Verhältnis zur Straße ziemlich schmal. Danach folgte ein Pfad, natürlich nicht geteert, übersät mit Schlaglöchern und Bodenwellen, die sich abwechselten.

Die Federung des Polos wurde strapaziert. Das störte die Fahrerin nicht. Sie wußte genau, wo sie zu fahren hatte, und sie verließ sich allein auf die Stimme ihres Bruders.

Noch hielt er sich zurück. Er ließ sie fahren, und sehr bald schon merkte die Frau, daß sich die Beschaffenheit der Fahrbahn änderte. Sie wurde weich, die Räder wühlten sich durch die lehmige Erde, sie hatten es manchmal schwer, und das kleine Gefährt schaukelte hin und wieder wie ein Schiff bei mäßigem Seegang.

Es war ein ehemaliges Sumpfgelände, durch das Maya Mayotte ihren kleinen Wagen lenkte. Darüber dachte sie nicht nach. Sie stellte sich nur vor, daß sie gleich am Ziel sein würde, obwohl sie von dem Haus nichts erkennen konnte.

Eigentlich hätten sich seine Umrisse auch von dem flachen Boden abheben müssen und wären trotz der schlechten Sichtverhältnisse zu erkennen gewesen.

Das geschah nicht.

Der Polo rollte hinein in die flache Landschaft, über der sich der dunkle, wolkenreiche Himmel türmte wie ein alles umspannendes und in Bewegung geratenes Tuch.

Dann aber geschah es.

Vor sich, noch ziemlich weit und nicht einmal im ausufernden Bereich der Scheinwerfer, erkannte sie einen helleren Fleck. Schon jetzt war zu sehen; daß es sich dabei nicht um einen Kreis handelte, sondern um einen kantig wirkenden Gegenstand, wie ein Bild, das in einem Rahmen steckte.

Es mußte das Haus sein!

In die Augen der Frau trat ein anderer Ausdruck. Die Pupillen nahmen einen fiebrigen Glanz an.

Mayas Mundwinkel zuckten, sie atmete scharf durch die Nase und spürte, daß sie anfing zu schwitzen.

In einem großen Linksbogen rollte der Wagen auf das Haus zu. Immer deutlicher war es zu erkennen. Ein großes, helles Gebäude, bestehend aus mehreren Etagen, mit großen Fenstern, mehr hoch als breit, einem Satteldach und einem breiten Vorbau, der den Eingang schützte und durch Säulen gestützt wurde.

Häuser dieser Art hatte man in England wenig gebaut, dafür mehr in den Südstaaten.

Das Haus schimmerte durch die Finsternis der Nacht. Auf Maya wirkte es so, als würde es von innen angestrahlt werden, um den Wänden Leben zu geben.

Aber die Fenster waren dunkel. Sie wirkten wie schwarze, geometrische Löcher innerhalb der hellen Fassade. Ausschnitte, die Angst machen konnten und mehr von der Geschichte des Hauses erzählten, als der gesamte gut sichtbare Bau.

Sehr langsam fuhr Maya Mayotte an ihr Ziel heran. Sie lauschte nach innen und wartete darauf, die Stimme ihres Bruders zu hören, der aber meldete sich nicht.

Dafür sah sie im kalten, glanzlosen Fernlicht einen fast im Wege stehenden Gegenstand auf vier Rädern.

Es war der Mercedes, der Eric gehört hatte. Er stand da, als wäre nichts geschehen.

Neben ihm stoppte Maya den Polo, stieg aus und schaute auf den zweiten Wagen. Als sie darüber nachdachte, daß er einmal von einem lebenden Eric gefahren worden war, stieg es wieder in ihr hoch und setzte sich heiß in ihrer Kehle fest.

Sie hatte Mühe, überhaupt Atem zu holen. Über ihren Rücken lief ein Schauer, das Herz schlug schneller, der Wind o wehte ihre Haare hoch, als wollte er sie in die Lüfte ziehen.

Bis zum Ziel waren es nicht mehr als zwanzig Schritte. Zum erstenmal sah Maya das Haus aus dieser unmittelbaren Nähe. Es wurde ihr bewußt, wie groß es eigentlich war.

In seinem Innern mußten sich zahlreiche Zimmer befinden. Leere Räume, dennoch erfüllt vom Atem des Bösen, der sich in dem Gebäude eingenistet hatte.

Maya traute sich nicht, das Haus zu betreten. Sie wollte erst das Gelände absuchen. Das beinhaltete bei ihr einen Rundgang um das Haus. Vielleicht entdeckte sie an der Außenseite etwas, das später für sie wichtig werden konnte.

Maya ging nicht sehr schnell. Unter ihren Füßen knickte das hohe Sumpfgras. Der Boden war sehr feucht, ein Paradies für Vögel. Inmitten der Nacht aber war keines dieser Tiere zu entdecken. Sie hielten sich wohlweislich zurück.

Spürten sie das Unheimliche, das von diesem hellen Gebäude ausging? Den Wald sah Maya nur als Schatten, wenn sie sich umdrehte. Vor ihr lag allein das flache, ehemalige Sumpfland.

Das Haus lockte und stieß sie gleichzeitig ab. Die widersprüchlichsten Gefühle tobten in ihr. Sie spürte einen Schauder auf dem Rücken, sie setzte ihre Schritte sehr vorsichtig und traute sich nicht einmal, die Fassade zu berühren.

Maya erinnerte sich daran, als sie das Haus zum ersten Mal sah. Innerhalb des Feuerscheins war es erschienen, und es hatte auf einem gewaltigen Totenschädel gestanden. Den suchte sie jetzt, richtete ihre Blicke deshalb mehr dem Erdboden zu, aber sie fand keine Spur von diesem Schädel.

Nicht der geringste Hinweis auf seine Existenz war zu entdecken. Wenn es den Schädel tatsächlich gab, dann mußte er sich in der Tiefe des Bodens befinden.

Doch wann hob er sich hervor?

Maya ging weiter. Das unangenehme Gefühl blieb, und es verstärkte sich noch, als sie die Frontseite des Gebäudes erreichte. Dicht vor dem Vorbau verhielt sie ihren Schritt. Der Blick fiel auf die Eingangstür. Sie

war verschlossen. In halber Höhe sah sie auf der rechten Seite das Schloß mit seinem dunklen Rahmen.

Auch die Gehfläche des Vorbaus bestand aus Holzbalken. Sie lagen dicht nebeneinander. Lücken, durch die hätte Gras wachsen können, waren nicht vorhanden.

Niemand lauerte ihr auf, niemand schlich um sie herum, dennoch spürte sie die Gefahr.

Und sie vernahm Erics Stimme. »Jetzt mußt du gehen. Zögere nicht länger. Du kannst das Haus betreten…«

Die Stimme wehte nicht stärker als ein Hauch durch ihr Gehirn. Aber sie hatte den Befehl verstanden und zögerte keine Sekunde mehr, die vordere Veranda zu betreten.

Den rechten Fuß setzte sie auf die Bohlen. Sie gaben etwas nach. Im Laufe der Zeit waren sie weich geworden und hatten sich auch mit Feuchtigkeit vollgesaugt.

Maya brach nicht ein, machte sich trotzdem leicht und verlagerte ihr Gewicht mehr auf die Zehenspitzen.

Vor der Tür blieb sie stehen. Es war für sie ein schwerer Entschluß, den Eingang zu öffnen. Wenn sie das Haus einmal betreten hatte, konnte es sein, daß es auch zu einem Grab für sie wurde.

Ein riesiges Grab mit vielen Etagen. Wie auch für ihren Bruder Eric.

Aber sie hatten den Eltern versprochen, zusammenzuhalten und zusammenzubleiben. Es blieb ihr einfach nichts anderes übrig, als sich zu überwinden.

Kalt fühlte sich die metallene Klinke an, als Maya sie nach unten drückte. Auch auf ihrem Rücken lag eine ungewöhnliche Kälte, die ebenfalls vom Körper Besitz ergriffen hatte und wie mit klammen Fingern ihre Seele umspannte.

Das leise Knarren kam ihr vor wie ein nur mühsam unterdrückter Willkommensgruß aus einer unheimlichen Tiefe, wo Monstren und lebende Tote lauerten.

Die Gänsehaut auf ihrem Rücken nahm zu und manifestierte sich. Mit sehr behutsamen Schritten betrat sie das Haus, schaute sich schon beim ersten um, ob sie irgend etwas entdeckte, das nicht zwischen die Wände paßte, aber sie sah nichts.

Leise schloß die Tür.

Jetzt war sie eine Gefangene. Maya bekam den Eindruck, als würde sie das Haus freiwillig nicht mehr verlassen können, und sie fragte sich plötzlich, was sie hier suchte, obwohl ihr Bruder tot war und sie ihn nicht mehr retten konnte.

Vielleicht suchte sie gerade ihn, den Toten. Wenn sie ihn lebend nicht mehr sah, war es besser, seine Leiche zu finden. Sie wollte nicht, daß der tote Körper innerhalb dieses Hauses oder wo immer er sich befand, allmählich vermoderte. Eric sollte ein anständiges Begräbnis

bekommen.

Erst jetzt bemerkte Maya, daß sie noch immer das Medaillon in der rechten Faust hielt. Es kam ihr vor wie ein Rettungsanker. Vielleicht hatten die Eltern damals schon in die Zukunft schauen können und entdeckt, was ihren Kindern bevorstand.

Die Diele oder Halle war groß, und sie war leer. Maya entdeckte kein einziges Möbelstück darin.

Sie sah die kahlen Holzwände, die breite Treppe und den hell schimmernden Fußboden, über den sie gehen mußte. Die Balken bogen sich hier ebenfalls, manchmal federten sie, wenn sie zu straff gespannt waren, dann wiederum waren sie weich.

An die knarrenden Geräusche hatte sich Maya längst gewöhnt. Ihr gefiel es nur nicht, durch die Finsternis gehen zu müssen und die Treppe nur in Umrissen zu sehen.

Aus diesem Grunde hatte sie vor dem Aussteigen die kleine Taschenlampe aus dem Handschuhfach genommen. Sie war nicht sehr lichtstark, aber ihre Helligkeit reichte Maya aus, um sich orientieren zu können.

Der Kegel huschte über die Wände und auch lautlos über die ersten Treppenstufen. Er tanzte, er riß etwas aus der Finsternis, aber er konnte das Grauen nicht vertreiben, das zwischen den Wänden steckte. Es hielt sich auf, es umgab das Haus auch in seinem Innern. Es war daùnd nicht sichtbar.

Maya ging dorthin, wo sich die Küche befand. Sie hatte gesehen, daß die Tür offenstand. Zuvor aber entdeckte sie einen dunklen Fleck am Boden, untersuchte ihn und kniete sich sogar vor ihm nieder.

Dabei fiel ihr der scharfe Brandgeruch auf, der wie kalter Rauch von dem Fleck in die Höhe stieg.

Hier hatte etwas gebrannt oder war etwas verbrannt worden. Aber warum?

Maya beugte sich mit der Nase darüber. Sosehr sie sich auch auf den Geruch konzentrierte, sie kam zu keinem Ergebnis, obwohl sie daran glaubte, daß der Brandfleck in einem unmittelbaren Zusammenhang mit dem Besuch ihres Bruders stand, dessen Stimme sie plötzlich klar und deutlich wie nie zuvor in ihrem Hirn vernahm, so daß sie zusammenschreckte.

»In den Keller, Schwester. Du mußt in den Keller gehen! Durch die Küche… die Küche…«

Die Aufforderung war unmißverständlich gewesen. Maya würde sie auch befolgen.

Sie richtete sich wieder auf und bewegte sich auf die offenstehende Tür zu, hinter der tatsächlich die Küche lag. Auch sie zeigte keine Einrichtung, bis auf den gemauerten Herd, der mit kalter Asche zur Hälfte gefüllt war.

Im Licht des scharfen Strahls entdeckte sie sogar Fußspuren auf dem Boden. Maya verglich sie und kam zu dem Entschluß, daß ihr Bruder sie hinterlassen haben mußte.

Auch er war diesen Weg gegangen…

Maya fand die Tür zum Keller. Sie stand bewegungslos vor der Treppe und leuchtete die ausgetretenen Stufen ab.

Etwas wehte hoch…

Modergestank, der Geruch von brackigem Wasser und allmählich faulenden Pflanzen. Ein widerliches Gemisch, das einem Menschen den Magen umdrehen konnte.

Maya schüttelte sich zwar nicht vor Ekel, es kostete sie dennoch Überwindung, in den Keller hinabzusteigen. Mit jeder Stufe, die sie hinter sich ließ, hatte sie das Gefühl, sich ihrem Ende ein Stück zu nähern.

Und die Kellerfeuchte »fraß« sie.

Maya sah das Mauerwerk, ebenfalls hell und an das Gebein des Schädels erinnernd, den sie in der Kerzenflamme entdeckt hatte.

Befand sie sich schon im Innern des Totenkopfes? Diese Vermutung machte ihr Angst, doch die Neugierde siegte. Sie wollte und mußte Eric finden.

Dabei stellte sie fest, daß sich der faulige Gestank an einer Stelle konzentrierte. Er wehte ihr aus dem düsteren Hintergrund des Kellers entgegen. Dort mußte seine Quelle liegen.

Da ging sie hin.

Langsam, wie ein Kind, das erst noch das Laufen lernt, bewegte sie sich voran. Ein kalter Hauch umklammerte sie wie Arme, strich über ihren Körper und drang auch unter die Kleidung. Der Lampenschein fiel in einem spitzen Winkel nach unten. Er bewegte sich in der Schrittfolge weiter - und traf plötzlich ein Ziel, das sogar einen Widerschein zurückschimmern ließ.

Wie beim Wasser!

Es war Wasser. Maya blieb dicht vor einer offenen Luke stehen und schaute auf die dunkelgrüne Oberfläche, die glatt wie ein Spiegel lag.

Der Zugang des Grauens!

Maya konnte sich gut vorstellen, daß es ihrem Bruder gelungen war, die Klappe zu öffnen, und als sie zufällig nach rechts leuchtete, erkannte sie seine Tasche.

Sie stand fast an der Wand mit aufgezogenem Reißverschluß. Sie wühlte sie durch, fand vieles, aber keinen Hinweis darauf, wo sich Eric befand.

Wie magisch zog das Wasser sie an. Wieder drehte sich die Zigeunerin herum, leuchtete gegen die Oberfläche und vernahm die Stimme ihres Bruders ebenfalls klar und deutlich.

»Du bist nahe bei mir, Maya. Knie dich vor die Luke. Knie dich hin.«

Die Frau zögerte noch. Sie schaute in die Runde, die Stimme war so nahe gewesen. Eric war nicht zu sehen. Er existierte im Unsichtbaren, wo er gefangen war.

Dennoch nickte sie, als würde er direkt vor ihr stehen, und sie gab auch eine flüsternde Antwort.

»Ja, ich werde mich hinknien und schauen.« Sie ließ sich langsam nieder. Je mehr sie sich der Öffnung näherte, um so intensiver wurde der Geruch. Maya schloß den Mund, sie konnte einfach nicht mehr durchatmen, deshalb holte sie durch die Nase Luft, aber auch dabei schmeckte sie den widerlichen Gestank im Hals.

Maya leuchtete die Fläche ab. Leider drang der Strahl nicht durch die dunkle Brühe. Er verteilte sich mehr auf der Oberfläche, aber die Frau erkannte plötzlich, daß dicht darunter etwas Weißes schwamm.

Zuerst zuckte sie zurück. Sie schüttelte sich, beobachtete den Gegenstand weiter und stellte fest, daß er immer näher herantrieb. Gewissermaßen zum Greifen nahe.

»Nimm ihn…«

Wieder hatte sie die Stimme ihres Bruders vernommen, und sie gehorchte seinem Befehl.

Die Lampe legte sie links neben sich zu Boden. Der Strahl fiel flach über die dunkle Fläche. Die Rechte aber schob sie vor. Zuerst tunkte sie die Finger bis über die Hälfte in die Brühe. Sie war lauwarm, gar nicht kalt, womit sie eigentlich gerechnet hätte.

Aber der Gegenstand, den sie plötzlich umklammerte und in die Höhe zog, war totenkalt.

Er drang aus dem Wasser. Bleich, kalkig…

Es war eine Hand und ein Teil des Unterarms. Beides gehörte Eric, ihrem Bruder…

***

Maya wollte schreien, ihre Not und ihren Schreck einfach hinausbrüllen, sie war nicht mehr in der Lage dazu. Statt dessen saß sie vor der Öffnung wie eingefroren, hielt das kalte Gelenk ihres toten Bruders fest und starrte ins Leere.

Unzählige Gedanken zuckten durch ihr Hirn, wobei es ihr unmöglich war, sie zu ordnen.

Sie hatte gewußt, daß Eric nicht mehr lebte. Doch auf eine so schreckliche Art und Weise die Bestätigung zu bekommen, das konnte auch sie nicht so ohne weiteres überwinden.

Und so blieb sie hocken.

Die Zeit rann. Aus Sekunden wurden Minuten. Maya war unfähig, über etwas nachzudenken. Sie saß still und hielt die Hand ihres Bruders fest, als könnte sie ihm so das Leben zurückgeben und Wärme in seinen Körper fließen lassen.

Irgendwann dachte sie wieder nach und kam zu dem Entschluß, daß sie ihr Ziel eigentlich erreicht hatte. Sie hatte das Haus und ihren Bruder gefunden und zudem eine Bestätigung für ihre Annahme bekommen. Eric war tot, ihm half niemand mehr.

Nur konnte sie ihn nicht einfach in diesem stinkenden Sumpfbrackwasser liegen lassen. Sie hatte ihm ein ordentliches Begräbnis versprochen. Das wollte sie auch einhalten. Sehr schwer war ihr Bruder nicht. Aus dem Wasser, das ja trug, würde sie ihn auch holen können. Danach mußte sie ihn nur die Kellertreppe hoch- und anschließend nach draußen schleifen.

Sie würde mit dem Mercedes zurückfahren, wenn sie die Schlüssel dazu in den Taschen des Toten fand.

Es kostete Maya große Mühe, nicht zu weinen. Sie kniete sich breitbeinig hin, tauchte auch den anderen Arm in die laue Brühe und spürte die Berührungen auf der Haut. Es waren lange, widerliche Schleimfäden die darüber hinwegglitten und sich auf dem Körper des Toten festgesetzt hatten.

Beim ersten Versuch klappte es nicht. Sie bekam den Körper zwar angehoben, aber er rutschte ihr wieder weg. Maya griff sehr schnell nach. Sie schob ihre Hände jetzt unter die Achselhöhlen des Toten. So konnte sie die Leiche aus dem Wasser ziehen. Dabei keuchte sie. Der Tote rutschte über die schräge Steinkante der Luke. Seine Kleidung war naß und glitschig vom Schleim, der durch das Wasser trieb.

Zuletzt rutschten die Beine ins Freie. Maya bewegte sich noch ein Stück zurück und zog ihren toten Bruder schließlich auf den trockenen Kellerboden.

Dort legte sie ihn auf den Rücken. Maya griff nach ihrer Lampe, weil sie sich Eric anschauen wollte.

Um ihn herum breiteten sich allmählich die grünen Wasserlachen aus. Maya schaltete die Lampe ein und drehte sie so, daß sie in Erics Gesicht leuchten konnte.

Diesmal konnte sie den Schrei nicht unterdrücken.

Grell hallte er aus dem Keller bis unter das Dach des Hauses. Maya war zutiefst schockiert, denn das Gesicht ihres Bruders sah fürchterlich aus…

***

Der Gedanke, der mich durchfuhr, war irgendwie beschämend, und ich hütete mich auch, ihn vor Jane Collins auszusprechen, aber in diesem Falle fand ich es nicht einmal so schlecht, daß in Jane Collins praktisch zwei Seelen wohnten.

Zu mir hätten die Hexen oder wer immer uns leitete, einen nicht so direkten Kontakt herstellen können. Bei Jane war es anders. Sie wußte plötzlich, wie ich zu fahren hatte. Es war ihr gelungen, mich aus

London herauszulotsen. Über Nebenstraßen fuhren wir nach Nordwesten, wobei wir den Motorway 11, die Verbindung London-Cambridge, links liegenließen.

Mitternacht war vorüber, der Verkehr war nur noch spärlich gesät, und wir hatten den Ort Bishop's Stortford bereits passiert, als Jane mich auf noch schmalere Straßen dirigierte. Sie zerschnitten die Ebene wie graue Bänder, tauchten hin und wieder in ein Waldstück, um danach wieder durch Felder zu führen.

Die Gegend war einsam. Wir fuhren nicht mehr durch Ortschaften. Nur hin und wieder warf ich Jane einen Blick von der Seite her zu.

Sie saß bewegungslos neben mir. Privat sprach sie kein Wort. Manchmal nur zuckten ihre Mundwinkel. Für mich das äußere Zeichen, daß sie innerlich litt.

Wieder erschien vor uns ein Wald. Er wirkte wie eine undurchdringliche Mauer. Erst als wir ziemlich dicht an ihn herangefahren waren, erkannte ich, daß sich die Straße hindurchwand.

»Dahinter ist es!« sagte Jane plötzlich.

»Das Haus?«

»Ja.«

»Gut.«

Ich fuhr, so schnell es ging. Manchmal berührten Baumzweige mit ihren Blättern die Karosserie, wo sie entlangstreiften wie nasse Finger. Hinter einer scharfen Doppelkurve öffnete sich das Gelände.

Unser Blick bekam trotz der herrschenden Dunkelheit eine gewisse Freiheit, und wir sahen beide zugleich den breiten, helleren Gegenstand, der sich vom fast schwarzen Untergrund abhob. Das war das unheimliche Haus!

Ich hörte Jane aufatmen. »Wir haben es gefunden«, sagte sie. »Dort haust die böse Frau.«

»Wir werden sie holen.«

Jane berührte meinen Oberschenkel. »Sei nicht so voreilig, John. Sie ist sehr gefährlich.«

»Das bin ich auch.«

Sekunden später trat ich auf die Bremse, denn die Scheinwerferlanzen hatten zwei Fahrzeuge aus der Dunkelheit gerissen. Einen Mercedes und einen Polo. Beide Wagen standen dicht beieinander, und ich rollte langsam auf sie zu und hielt an. Jetzt parkte der Polo zwischen den größeren Fahrzeugen wie eingeklemmt.

Nach dem Aussteigen schlossen wir leise die Türen und schauten uns aus dieser Entfernung das Ziel an.

Eigentlich wirkte es völlig normal, auch wenn es nicht in diese Gegend hineinpaßte, mit seinem wuchtigen, von Säulen gestütztem Vorbau. Dieses Gebäude konnte ich mir im Süden der Staaten besser

vorstellen. Es wäre auch für einen historischen Film über den Bürgerkrieg geeignet gewesen.

»Ein seltsames Haus«, sagte auch Jane und zog die Schultern hoch. »Es flößt mir Furcht ein.«

»Wieso?«

»Ich weiß es auch nicht. Es strahlt etwas ab. - Komisch, nicht wahr?«

»Du hast ein besseres Einfühlungsvermögen als ich«, gab ich zu. »Wenn du sagst, daß dieses Haus dir unheimlich vorkommt, glaube ich dir. Auch das Holz schimmert so merkwürdig hell.«

»Ja, ungewöhnlich.« Jane ging einen kleinen Schritt vor. »Als würde dort etwas leben.«

»Die böse Frau.«

Sie warf einen Blick über die Schulter. »Hockt sie tatsächlich zwischen den Wänden?«

»Hast du nicht selbst davon gesprochen?«

Sie nickte. »Das habe ich.«

Jane kam mir vor, als würde sie nur auf mein Zeichen oder meine Initiative warten. »Okay, gehen wir.« Ich faßte sie an der Hand. Dicht nebeneinander schritten wir über den weichen Grasboden.

Der Wind blies in unsere Gesichter. Er kühlte und brachte zahlreiche sommerliche Gerüche mit. Das Gras roch regenfrisch, am Himmel vollzogen die Wolken ihr tanzendes Spiel und wirkten manchmal wie nebelhafte Figuren aus einer fernen Märchenwelt.

Ich ging noch vor der Veranda nicht mehr weiter. Auch Jane blieb stehen. »Wir machen es so, wie wir es abgesprochen haben«, erklärte ich ihr. »Du wirst das Haus zuerst betreten.«

»Wann kommst du?«

»Später. Falls die böse Frau wirklich in ihm haust, soll sie denken, daß du allein gekommen bist. Ich rechne damit, daß sie dir nichts antut. Schließlich hast du ihren Ruf empfangen. Sie will dich bestimmt nicht töten.«

»Wer kann das schon wissen?«

»Sollte irgend etwas sein, schreist du. Oder schießt.« Ich holte die mit geweihten Silberkugeln geladene Ersatzberetta aus der Tasche und drückte Jane die Waffe in die Hand.

Sie war überrascht. »Du vertraust mir die Pistole an?«

»Weshalb sollte ich nicht?« Ich beugte mich vor. »Jane, noch einmal, du gehörst zu uns. Wie oft soll ich dir das noch sagen? Du bist keine Hexe, obwohl du die Veränderung am Tage über dich ergehen lassen mußt. Aber wir lassen dich nicht fallen. Denk nicht so etwas.«

Sie nickte und sagte dabei mit traurig klingender Stimme: »Trotzdem ist es sehr schwer.«

»Das weiß ich. Nur möchte ich dich bitten, jetzt nicht mehr daran zu denken.«

»Ich versuche es.« Jane steckte die Waffe ein. Sie nickte mir noch einmal zu, wollte gehen, ich aber hielt sie fest und legte eine Hand um ihren Hinterkopf.

»Was hast du vor, John?«

Ich gab ihr die Antwort auf meine Weise und drückte meine Lippen auf ihren Mund. Es war nur ein flüchtiger Kuß, doch ein Zeichen meiner Sympathie für diese Frau.

Jane Collins schloß die Augen für diesen Moment. Als ich meinen Kopf zurückdrückte, da sah ich noch das Lächeln auf ihren Lippen. Dieser Kuß hatte ihr gutgetan und bestimmt auch die Hoffnung in ihr geweckt, daß es aufwärts ging.

Dann schritt sie davon.

Ich tauchte zurück in das Dunkel und beobachtete, wie sie als einsame Gestalt dem Haus entgegenging, auf die Veranda trat und sich der Tür näherte.

Beide Daumen drückte ich ihr, mir natürlich auch…

***

War es noch ein Gesicht? Gab es bei ihrem Bruder noch so etwas, das man als Gesicht hätte bezeichnen können?

Nein, nichts davon war vorhanden. Weder Augen, Mund, Nase noch das Kinn. Eine grüne, dichte und dennoch schleimige Masse bedeckte die vordere Gesichtshälfte und hatte sich auch auf den Haaren verteilt, so daß Erics Gesicht wie ein grüner Klumpen wirkte.

Allmählich nur ebbte Mayas Schrei ab. Er lief in einem leisen, von heftigen Atemzügen unterbrochenem Wimmern aus. Die Zigeunerin zitterte am ganzen Körper, Hände und Arme bebten. Sie wischte über ihre Augen und flüsterte den Namen des Bruders.

Eric sah aus, als wäre er unter der schleimigen Algenschicht erstickt. Wenn es stimmte, mußte er einen fürchterlichen Tod erlitten haben. Es kostete sie große Überwindung, die Masse überhaupt zu berühren. Sie streckte den rechten Zeigefinger aus und tippte mit der Kuppe gegen die weiche Algenmasse.

Sie war so weich, daß ihr Finger ohne großen Druck bis zur Hälfte in der Schicht verschwand. Sie drückte noch etwas weiter und fühlte darunter den leichten Widerstand.

War das die Haut, oder hatte sich die Schicht schon abgelöst? Maya grauste vor dieser Tatsache, trotzdem wollte sie nachschauen. Sie begann damit, die grüne Algenschicht vom Gesicht ihres toten Bruders zu entfernen. Er trug noch immer seine Taucherkleidung. Das Mundstück baumelte neben seinem Hals. Das Ventil der Sauerstoffflasche war geschlossen. Es strömte keine Preßluft mehr aus.

Die Brille allerdings hatte er verloren.

Maya befreite das Gesicht allmählich von der grünen Schicht. Sie

überwand sich sogar, die Lampe zu nehmen und die Stelle anzufeuchten. Im Gegensatz zum tiefgrünen Schleim kam ihr die Haut sehr hell und fast weiß vor.

Die Augen hatte Eric nicht geschlossen. Sie standen weit offen und wirkten wie glanzlose Kugeln.

Das Gesicht zeigte einen fürchterlichen Ausdruck. Wie eingemeißelt stand das in den letzten Sekunden seines Lebens erlebte Grauen darin.

Sie wischte über ihre Stirn. Die Finger hinterließen auch auf ihrer Haut eine leichte Schleimspur, und sie begann wieder zu weinen. Ihr Tränenwasser vermischte sich mit dem Schleim.

»Ich werde dafür sorgen, daß du ein ordentliches Begräbnis bekommst«, flüsterte sie. »Keine Angst, Eric. Du bist zwar grausam gestorben, aber du sollst so begraben werden, wie es auch bei unseren Eltern der Fall gewesen war.«

Nach diesen Worten hatte sie gehofft, daß sich Erics Geist melden würde, er blieb aber stumm. Keine Reaktion erfolgte aus dem Unsichtbaren.

Maya stand auf. Erst jetzt merkte sie, wie sehr sie die letzten Minuten geschlaucht hatten. Sie war nicht nur seelisch fertig, auch körperlich ziemlich am Ende.

Die Angst war ebenfalls nicht gewichen. Das Böse hatte sie durch das Wegwischen des Schleims jedenfalls nicht vertreiben können. Es lauerte auch weiterhin im Keller, ohne eine Gestalt zu haben.

Es war dunkel, es war nicht sichtbar, doch der Atem streifte den Nacken der Frau wie ein drohender Hauch.

Sie mußte warten und Kräfte sammeln. Die Lampe hatte sie auch aufgehoben und strahlte nun das viereckige Loch dicht vor ihren Füßen an. Der Strahl traf auf die dunkle Wasserfläche, wo er einige Reflexe warf, sie aber kaum erhellte.

Wie träge Schlangen trieben die Pflanzenteile der zusammengedrehten Algen von einer Seite zur anderen. Was tatsächlich in der Tiefe lauerte, war nicht zu sehen, und Maya wollte es auch nicht.

Sie wußte, daß sie nicht dagegen ankam, denn Eric hatte es auch nicht geschafft.

Endlich fühlte sie sich kräftig genug, um ihren Bruder hochhieven zu können. Sie bückte sich und schaufelte ihre Hände unter die Achselhöhlen des Toten.

Dann zog sie ihn hoch.

Dabei mußte sie sich anstrengen. Der kalte Körper war schwer geworden, zudem trug er noch die Preßluftflasche auf dem Rücken, die Maya löste, so daß das Gewicht etwas leichter wurde.

Rückwärtsgehend zerrte sie ihren Bruder auf die erste Stufe der Treppe zu.

Die Lampe hatte sie ausgeschaltet und in ihre Tasche gesteckt. Sie wußte auch im Dunkeln Bescheid, Stolperfallen gab es auf dem Weg zur Treppe nicht.

Maya konzentrierte sich sehr auf ihre Aufgabe. Sie konnte auch nicht wissen, daß sie mit dem Löschen der Lampe einen Fehler gemacht hatte, denn die Luke lag jetzt in der Dunkelheit. Dabei hätte sie schon Röntgenaugen haben müssen, um zu sehen, was sich dort tat.

Das Wasser war in Bewegung geraten. Es hatte Wellen geworfen, die auf den Rand zurannen und an den vier Seiten überschwappten, so daß sie den unmittelbaren daneben liegenden Bereich näßten.

Er blieb naß und breitete sich aus.

Nur war dies kein Wasser, das aus der dunklen Tiefe des Schachts hervorkroch. Etwas anderes bahnte sich schlangengleich seinen Weg und glitt lautlos auf das Ziel zu.

Drei lebende Algenarme. Wie die Tentakel eines Kraken schoben sie sich in den Keller. Sie schienen mit Sensoren ausgerüstet zu sein, denn sie verfehlten ihr Ziel nicht.

Sie blieben ihm auf den Fersen.

Davon sah und hörte Maya nichts. Sie war genug mit sich selbst und dem Abtransport der Leiche beschäftigt, und sie näherte sich immer mehr der Treppe.

Aber die Tang- und Algenarme waren schneller und lautlos. Die tödliche Gefahr, in der Maya schwebte, konnte von ihr nicht rechtzeitig genug bemerkt werden.

Mit den Hacken stieß sie gegen die unterste Stufe. Bei ihr wirkte die Berührung wie ein Zeichen.

Maya hielt inne, atmete aus und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Die dunkle Umgebung, drehte sich vor ihren Augen. Ein Zeichen der Erschöpfung. Am besten wäre es gewesen, den Toten hier im Keller liegenzulassen. Das aber konnte sie ihrem Bruder einfach nicht antun. Er sollte ein Begräbnis bekommen, wie es seiner würdig war.

Durch ihre Pause eröffnete sie den lebenden Algenarmen immer größere Chancen. In der Dunkelheit waren sie so gut wie nicht zu erkennen. Ihr Nachschub schien unerschöpflich zu sein. Zudem gaben sie keine Geräusche von sich, als sie über den Boden ringelten.

Schon tasteten sie sich an den Toten heran. Vielleicht hätte Maya sie jetzt sehen können, aber sie wurde abgelenkt, weil sie von oben, aus dem Flur, Geräusche hörte.

Schritte?

Sie wußte es nicht genau, jedenfalls bewegte sich das Holz der Dielenbretter und gab die knarrenden, leicht quietschenden Geräusche ab. Maya lauschte mit angehaltenem Atem. Über ihren Rücken lief ein kalter Schauer, sie konnte sich nicht vorstellen, daß noch ein zweiter Besucher das Haus betreten hatte. Wer wagte sich schon freiwillig in

diese Vorhölle hinein?

Wenn dem nicht so war, dann mußte es das Böse gewesen sein, das sich befreit hatte. Diese unheimlichen Kräfte innerhalb des Hauses, die gefangen waren und nun durch das Gebäude schlichen.

»Ist da jemand?« Maya kam ihre eigene Stimme fremd vor, als sie die Treppe hochsprach.

Nichts…

Sekunden vergingen. Die Spannung nahm zu, und auch die Tentakelarme krochen weiter. Sie bewegten sich bereits wie schwarze Riesenwürmer über den kalten Körper der Leiche.

»Geben Sie Antwort!« rief Maya. »Los, geben Sie schon Antwort, wenn Sie da sind…«

Die Zigeunerin bekam ihre Erwiderung, denn plötzlich bewegte sich oberhalb der Treppe die Kellertür. Sie hatte einen Schatten geworfen, der an der Wand entlangwanderte und mit seinem spitzen Ende sogar die Kellerdecke erreichte.

Dann war die Tür so weit geöffnet worden, daß Maya in den Ausschnitt schauen konnte.

Dort stand eine Gestalt - eine Frau!

Trotz der schlechten Sichtverhältnisse wußte die Zigeunerin sofort, daß es sich nicht um ein männliches Wesen handelte. Es war die Ausstrahlung, die sie wahrnahm. Sie drang ihr entgegen wie eine Botschaft, und die sensitive. Person spürte auch, daß ihr der weibliche Ankömmling nicht feindlich gesonnen war.

»Wer sind Sie?« Es hatte Maya Überwindung gekostet, diese Worte auszusprechen.

»Das könnte ich Sie fragen«, lautete die Antwort.

»Ich habe zuerst gefragt. Mit welchem Recht…?« Maya wollte weitersprechen, in diesem Augenblick aber hatten sie die drei Algenarme erreicht und packten zu.

Sie umklammerten ihre beiden Fußknöchel. Zwei den rechten, der dritte den linken.

Dann zogen sie.

Die Zigeunerin kippte nach hinten. Sie hatte die Augen weit aufgerissen, sah das Drehen der Decke, fühlte die heiße Angst in ihrem Innern und schlug hart auf.

Ein vierter Arm war plötzlich da und klatschte genau in ihr entsetztes Gesicht…

Plötzlich rutschte ich weg!

Es war vielleicht mein Fehler gewesen, auf das feuchte Dach des Vorbaus zu steigen und den anderen Weg ins Haus zu suchen, jedenfalls hatte ich falsch getreten und kam mir vor wie eine Dachpfanne, die der Wind gelöst hatte.

Gefährlich nahe geriet ich an den Rand und breitete gerade noch

rechtzeitig genug meine Beine aus, um die Rutschpartie zu beenden. Auch mit den Handflächen bekam ich den nötigen Halt, so daß ich glücklicherweise nicht über den Rand kippte.

Ich war gewarnt und bei der nächsten Aktion dementsprechend vorsichtiger.

Für mich war das Fenster direkt über der Anbaumitte wichtig. Die dunkle Scheibe glotzte mich an wie der Eingang zu einer Höhle. Meine eigenen Bewegungen zeichneten sich auf der graublauen Fläche ab. In das Zimmer dahinter konnte ich dann nicht hineinschauen, als ich die Scheibe erreicht hatte und meine Hand gegen das Glas preßte.

Von außen ließ sich das Fenster nicht öffnen. Wollte ich ins Haus, mußte ich die Scheibe einschlagen.

Ich umwickelte die Beretta mit einem Taschentuch, holte kurz aus und schlug mit dem Griff gegen das Glas.

Es zersprang bereits beim ersten Versuch. Das Klirren war nicht einmal laut, aber das Loch besaß die richtige Größe, um die Hand hindurchschieben zu können, die ich dann drehte, damit ich den Fenstergriff in der Mitte erreichte.

Ich öffnete das Fenster und drückte die Scheibe samt Rahmen nach innen. Der Rest war ein Kinderspiel. Geschmeidig wand ich mich durch die Öffnung und stand schließlich in einem stockfinsteren Raum, der erst durch das Licht meiner kleinen Lampe erhellt wurde.

Das Zimmer war leer. Nicht einmal einen Schrank oder ein Bett sah ich darin. Kein Regal bedeckte die Wände, und an der Decke hing auch keine Lampe.

Dafür sah ich eine Tür.

Ebenfalls so hell wie die Wand, mit einer dunklen Klinke versehen. Sie lag dem Fenster direkt gegenüber, lockte mich, und ich schritt langsam auf sie zu.

Die nackten Dielenbretter bewegten sich unter meinen Schritten. Das Knarren begleitete mich so lange, bis ich die Tür aufgezogen und in den Gang geschaut hatte.

Es war dunkel. Eine dichte, schwarze Finsternis hüllte ihn ein wie starrer Nebel. Einen Feind oder ein dämonisches Wesen sah ich natürlich nicht und hörte auch keinerlei Geräusche aus der unteren Etage.

Ein Haus ohne Möbel, ohne Bilder, einfach nackt und leer. Es sah auch nicht bewohnt aus. Ich fand keinerlei Spuren, die auf einen Bewohner hingedeutet hätten. Die Stille zerrte an meinen Nerven.

Obwohl ich mich inzwischen in den Gang gestellt hatte und den Lampenstrahl nach vorn richtete, wo er die Finsternis durchschnitt und auf ein Treppengeländer traf, aber keine Personen aus der Schwärze hervorholte, hatte ich den Eindruck, beobachtet zu werden.

Irgendwo in der Finsternis lauerten die Augen. Gefährliche,

unsichtbare Glotzer, die sich möglicherweise in einer anderen Dimension aufhielten. Dieses Haus war erfüllt von einem nicht faßbaren Schrecken. Er befand sich überall. In den Wänden, dem Boden, der Decke, außen als auch innen, aber er war nicht zu sehen.

Das störte mich.

Ich holte mein Kreuz hervor. Diese weißmagische Waffe ist sehr guter Indikator für das Böse. Es zeigte mir an, wenn die Mächte der Finsternis, ob sichtbar oder unsichtbar, in der Nähe lauerten, doch hier tat sich nichts.

Das Kreuz blieb kühl, es kam mir fast abweisend vor, das wiederum wunderte mich.

Wieso?

Es gab nur die Erklärung, daß es nicht auf die Magie ansprach, die sich hier manifestiert hatte.

Jane hatte von einer bösen Frau, von der Hexe Looza gesprochen. Einer Person, die ich nicht kannte. Sie war für mich weder Fisch noch Fleisch, als Gegnerin nicht existent, aber sie mußte dieses verfluchte Haus beherrschen.

Wo steckte Looza? Verbarg sie sich vielleicht in den Wänden oder der Decke. Möglicherweise in jedem Dielenbrett. Hielt ihr Geist das unheimliche Gebäude erst zusammen?

Looza reagierte nicht. Mein Kommen schien sie überhaupt nicht beeindruckt zu haben. Vielleicht wollte sie mich auch nur unter Kontrolle behalten.

Ich ging auf die Treppe zu, wo ich die Richtung wählen konnte. Entweder nach oben gehen öder in die Diele hinein. Von Jane Collins sah ich nichts, sie mußte sich aber unter mir aufhalten.

Am Geländer blieb ich lauschend stehen.

Selbst ihre Schritte waren nicht zu hören. Möglicherweise befand sie sich in einem der zahlreichen Räume, bis ich eines Besseren belehrt wurde, denn ich vernahm Stimmen.

Nicht nur die von Jane, auch eine andere Person sprach. Das war ebenfalls eine Frau.

Leider drang die zweite Stimme nicht in einer so großen Lautstärke zu mir hoch, als daß ich sie hätte identifizieren können. Ich überlegte, ob sie mir bekannt vorkam, dachte zudem darüber nach, wer nun Interesse daran hatte, dieses Haus freiwillig zu betreten. Von einem mir bekannten Geräusch wurde ich abgelenkt.

Es war ein Schuß!

Am Klang hatte ich die Beretta erkannt. Für mich stand fest, daß nur Jane Collins geschossen haben konnte. Sie befand sich in einer großen Gefahr…

***

Jane Collins war ebenso überrascht gewesen wie die Zigeunerin. Nie hätte sie damit gerechnet, eine weitere Person innerhalb des Hauses anzutreffen, obwohl es ihr eigentlich hätte klar sein müssen, weil noch ein zweiter Wagen in der Nähe stand.

Beide Personen waren vom Mißtrauen erfüllt, verständlich, daß sie keine Erklärungen abgeben wollten.

Jane besaß einen relativ guten Blick, weil das graue Dämmerlicht durch die offenstehende Tür über die Stufen der Treppe strich und dann erst versickerte.

Im Hintergrund des Kellers ballte sich die tiefe Finsternis. Davor spielte sich die Szene ab. Die Frau fiel nach hinten. Sie hatte die Arme hochgerissen, ohne jedoch Halt finden zu können, und Jane hörte, wie sie aufschlug.

Den Grund dieses plötzlichen Falls, erkannte sie nicht. Ihr war nur klar, daß die Person Hilfe benötigte.

So rasch es ging, hetzte Jane Collins die Stufen hinab. Sie hörte die andere Person stöhnen, es glich schon mehr einem Würgen, als wäre jemand dabei, ihr die Luft abzudrücken.

Als Jane die letzte Stufe hinter sich gebracht hatte, erkannte sie trotz der schlechten Sichtverhältnisse das verzweifelte Bemühen der Frau, sich hochzustemmen.

Es wollte ihr nicht gelingen, etwas anderes hielt sie fest, das Jane noch nicht erkennen konnte.

Waren es Arme oder Bänder, die sich um ihren Körper geschlungen hatten? Jedenfalls deuteten die dunklen Streifen darauf hin. Sie hielten die Frau fest, und einer der Arme befand sich sogar auf ihrem Gesicht, wo er die Lippen zudrückte und der Frau den Atem raubte.

Jane überlegte nicht lange. Noch befanden sich keine weiteren Arme in ihrer Nähe. Die Frau mit den bloßen Händen befreien zu wollen, würde ihr nicht gelingen, sie mußte die Waffe einsetzen.

Jane hielt auf einen Arm und schoß.

Sie schloß die Augen nicht. Im blaßblauen Mündungsfeuer sah sie den schwarzen Arm, der unter dem Einschlag der geweihten Silberkugel zuckte, in die Höhe schlug und dann abfiel.

Auch die anderen Arme glitten zurück. So schnell verschwanden sie in der Schwärze, daß es Jane nicht gelang, sie mit weiteren Schüssen einzudecken.

Auf einmal waren sie weg. Die Detektivin hörte noch ein Klatschen, dann nichts mehr, bis auf die plötzlichen Schritte, deren Echos durch das Haus schwangen.

Oben an der Tür erschien ein zuckender Lichtschein. John Sinclair war gekommen. Er hatte seine Lampe eingeschaltet. Der Strahl stach blendend über die Treppe und riß die drei Personen im Keller aus der Finsternis. Zwei Frauen und ein Toter. Eine Frau richtete sich

keuchend auf und strich durch ihr Gesicht.

Ich erkannte sie.

Es war Maya Mayotte, die Zigeunerin!

Bei allem Respekt, das überraschte mich. Wieso war sie mutterseelenallein zu diesem verfluchten Haus gefahren? Damit hatte sie sich freiwillig in Lebensgefahr begeben, was ich ihr niemals zugetraut hätte. Ich lief die Treppe hinab, nickte Jane zu und fragte: »Alles okay?«

»Jetzt wieder.«

»Gut, wir reden später.« Ich warf noch einen knappen Blick auf die Leiche, bevor ich mich an Maya wandte und ihr auf die Beine half. Sie mußte sich gegen die Wand lehnen, so sehr zitterte sie plötzlich.

Aus großen Augen starrte sie mich an. Ihre Mundwinkel zuckten, sie wollte wahrscheinlich reden, stand leider noch zu sehr unter Streß.

»Beruhigen Sie sich erst einmal«, sagte ich. »Die Gefahr ist vorbei, Maya.«

Sie lachte etwas kratzig. »Vorbei, sagen Sie? Nein, Sinclair, es fängt erst an. Der Tote… er… er ist mein Bruder Eric.«

Das war mir mittlerweile auch klargeworden. »Er hätte auf mich warten sollen.«

Sie hob die Schultern. »Eric wollte eben keine anderen Menschen in Gefahr bringen.«

»Und weshalb sind Sie gekommen, Maya?«

»Ich hörte seinen Ruf.«

»Welchen Ruf?«

»Den meines Bruders. Seine Seele, sein Geist hat mit mir Kontakt aufgenommen, verstehen Sie? Er hat mich geführt und gelenkt. Er wollte, daß ich komme.«

»Was ist passiert?«

»Ich mußte schießen, John!« erklärte Jane. »Maya befand sich in Lebensgefahr.«

»Wie das?«

»Es ist etwas hier«, erklärte Jane. Sie deutete in die Dunkelheit des Kellers. »Von dort ist es gekommen. Es verschwand auch wieder in diese Richtung.«

»Die böse Frau?«

»Weiß ich nicht. Ich glaube nicht. Das sah mir anders aus. Wie Schlangen oder Tentakel.«

Ich strahlte in die Dunkelheit des Kellers, richtete den Schein zu Boden und entdeckte die offene Luke, in der der Wasserspiegel fast bis zum Rand stand und sich das Lampenlicht schimmernd auf die Oberfläche brach.

»Das ist es!« flüsterte Maya. »Das ist der Zugang zum absolut Bösen. Ich… ich habe meinen Bruder aus der Luke geholt. Er war angetrieben

worden. Er tauchte hinein. Wissen Sie eigentlich, daß dieses Haus auf einem Totenschädel gebaut wurde?«

»Nein.«

»Es ist aber so. Ich habe es selbst gesehen.«

»Wo denn?«

»In meinem Orakel. Als Sie mich verlassen haben, nahm mein Bruder Kontakt mit mir auf. Ich… konnte in die Flammen der Kerzen schauen. Sie hatten sich vereint, und sie zeigten mir das Bild dieses furchtbaren Hauses. Es stimmt, das Haus steht auf einem Totenschädel. Als ich es sah, schwebte es fast über dem Boden. Das war unheimlich, ich bekam große Angst.«

»Haben Sie eine Erklärung?«

»Looza.« Jane hatte die Antwort gegeben. »Es hängt alles mit der keltischen Hexe zusammen. Sie regiert hier. Das Haus steht unter ihrer Kontrolle. Sie kann es manipulieren.«

»Dann glaubst du daran, daß dieser Totenschädel der Rest von Looza ist?«

»Ich weiß es nicht, John, aber ich habe ihre Anwesenheit schon gespürt, als ich dieses Haus betrat. Sie war plötzlich da, obwohl ich sie nicht entdeckte.« Jane drehte sich. »Looza ist überall, John. Sie sieht uns, wir aber sehen sie nicht. Wir können sie nur spüren. Wenigstens ich, du auch?«

»Nein, nicht so direkt.«

Maya zeigte auf die Öffnung. »Wer sie sehen will, muß in die Tiefe tauchen.«

»Vielleicht in den Schädel«, sagte ich, auf die Öffnung zugehend.

»Schon möglich.«

Am Rand blieb ich stehen und nahm den stinkenden und fauligen Modergeruch wahr, der mir von der Wasserfläche entgegenwehte. So roch es in den Sümpfen, wenn die Natur starb, wenn alles verfaulte und das Grün der Pflanzen zu einem schwarzen Brei wurde.

Den sah ich auch hier. Das Lampenlicht verteilte sich auf der Wasserfläche. Er drang auch eine Handlänge in die trübe Brühe ein. Im dunklen Wasser bewegten sich ebenfalls die Schlieren. Es waren die schwarzen Fangarme, doch sie hielten sich zurück und krochen nicht über den Lukenrand.

Bevor ich zurückging, hob ich die Preßluftflasche hoch und kontrollierte den Luftdruck.

»Du willst tauchen, John?«

»Ja, Sauerstoff ist noch genug drin.«

»Denken Sie an meinen Bruder.«

Ich hob die Schultern. »Ihn werde ich schon nicht vergessen, keine Sorge. Aber sagen Sie selbst, bleibt mir eine andere Chance, um Looza zu zerstören?«

»Wir könnten fliehen.«

»Nein, Maya. Das habe ich noch nie getan. Wenn ich einmal anfange, vor einem Problem wegzulaufen, geschieht dies immer wieder. Ich werde in die Tiefe tauchen und Looza finden. Sie muß dort unten sein, falls sich ihr Geist nicht in den Wänden des Hauses versteckt hält.«

»Wie willst du sie vernichten?« fragte Jane.

»Eine gute Frage. Ich befürchte, daß mir mein Kreuz nicht viel hilft. Die keltische Magie ist eine völlig fremde.«

»Sie müssen es mit einem Gegenzauber versuchen.«

»Klar, aber mit welchem?«

»Mein Bruder ist nicht unvorbereitet in dieses Haus gegangen. Er hat auch etwas mitgenommen.«

»Und was?«

»Kreide«, erwiderte Maya. »Magische Kreide.« Sie nickte uns beiden zu. »So etwas gibt es. Unsere Sippe hat sie hergestellt. Auch meine Eltern kannten das Rezept.«

»Wenn Ihr Bruder sie tatsächlich bei sich trug, hat sie ihm auch nicht geholfen.«

»Vielleicht kam er nicht dazu, sie einzusetzen.«

»Kann sein.« Ich griff in die linke Tasche und holte die magische Kreide hervor.

Maya Mayotte bekam große Augen. »Sie auch?« fragte sie flüsternd. »Oder haben Sie die Kreide dem Toten…?«

»Nein, es ist meine eigene. Auch ich arbeite damit.«

»Dann starten Sie doch einen Versuch. Vielleicht können Sie die Magie des Hauses zerstören.«

»Und wie haben Sie sich das vorgestellt?«

»Ich weiß auch nicht so recht. Vielleicht bemalen Sie den Boden und die Wände.«

Der Vorschlag war gar nicht so unübel. Ich nickte. »Okay, wir werden sehen.«

Jane und Maya flüsterten miteinander, während ich auf die nächstliegende Kellerwand zuging. Ich kannte einige magische Symbole, glaubte aber nicht, daß sie einen Abwehrzauber bildeten. Zudem stammten sie aus den alten Geheimlehren ab, die meines Erachtens nichts mit der keltischen Mythologie zu tun hatten.

Möglicherweise wirkte die Kreide für sich. Ich fing dicht unter der Decke an und zog den ersten Querstrich von oben nach unten. Den zweiten malte ich von links nach rechts, so daß er den ersten kreuzte und so ein Andreas-Kreuz entstand.

Ein Sinnbild, auch ein Abwehrzauber, doch in diesem Fall genügte allein die Kreide, um etwas zu bewirken.

Sie besaß eine dunkle, rotviolette Farbe. Aus Tierfetten, Kräutern und Pflanzenblut war sie hergestellt und mit einem alten Zauber versehen

worden.
Er wirkte jetzt.
Die beiden Schrägstriche begannen zu leuchten. Es war nur mehr ein kurzes Flimmern, das sehr schnell wieder verschwand, aber wir hatten zumindest eine Reaktion erlebt.
»Es war doch nicht umsonst«, hörte ich Jane sagen. »Das war einfach gut, John.«
»Warten wir es ab.« Ich war wieder zu den beiden Frauen getreten und wurde ebenso enttäuscht wie sie, da sich in der Folgezeit leider nichts mehr tat.
Die Wand hatte die Magie aufgesaugt.
»Sie ist zu stark«, sagte Maya. »Die Kraft in diesem Haus ist einfach übermächtig.«
»Wir kriegen sie schon«, sagte ich und schwieg danach, denn etwas passierte plötzlich.
Ein Beben lief durch das Gebäude. Es begann unter unseren Füßen und pflanzte sich sehr rasch fort, so daß es auch die Wände des Kellers nicht ausließ und sie regelrecht durchschüttelte. Der Untergrund begann zu schwanken, ich bekam feuchte Hände und spürte den Schweiß auch im Nacken.
»Die Hexe meldet sich«, flüsterte Jane. Sie klammerte sich plötzlich an mich. »Ich spüre es, John, ich spüre es. Meine Güte, was ist das?« Sie hatte das furchtbare Geräusch gemeint, das plötzlich den Keller durchfloß. Ein tiefes, unheimlich klingendes Stöhnen, das irgendwo aus dem Untergrund hervordrang und sich einfach schrecklich anhörte. Es machte uns Angst, zudem wollte auch das Zittern nicht mehr aufhören.
Wir blieben breitbeinig stehen. Wasser klatschte über, weil es ebenfalls bewegt wurde.
»Das Haus atmet«, flüsterte Maya. »Hört ihr es? Es atmet! Begreift ihr?«
»Und was?« fragte Jane.
»Das Böse. Ich spürte seinen Bann.« Mayas Gesicht war blaß und schweißnaß geworden. »Ich spüre es, und wir können es nicht aufhalten. Auch mein toter Bruder nicht.« Maya preßte plötzlich ihre Hände gegen die Ohren. »Hört ihr ihn nicht schreien?« rief sie. »Hört ihr, wie er brüllt? Das ist einfach grauenhaft. Er hat Angst, er weiß, daß er gequält wird. Seine Seele hält den Schrecken nicht aus, den die Hexe verbreitet. Er kommt dagegen nicht an, er ist zu schwach. Und wir werden es auch nicht schaffen.«
Es sah so aus, als wollten ihr die folgenden Ereignisse leider recht geben.
Ein Beben lief durch den Keller. Nur kurz, doch die Stöße reichten aus, um uns zu Boden zu schleudern. Am Ende der Treppe fiel mit

einem lauten Knall die Tür ins Schloß.

Der Laut hatte sich endgültig angehört, so daß wir uns eingeschlossen wie in einer großen Gruft vorkamen. Maya war auf den Arm gefallen. Als sie sich wieder aufrichtete, stieß sie einen Wehlaut aus. »Mein… mein Gelenk!« keuchte sie. »Ich glaube, ich habe mir mein Gelenk verstaucht. Es ist schlimm, es schmerzt.«

Das Beben hatte nachgelassen, aber seine Spuren hinterlassen, denn aus dem tiefer liegenden Keller war das Wasser gegen die Lukenöffnung gedrückt worden und übergeschwappt.

Nahe der Treppe drückte ich Maya wieder zu Boden. »Bleiben Sie hier sitzen.«

Sie blickte zu mir hoch. »Kann ich nicht weg?«

»Warten Sie.« Ich rannte die Treppe hoch und wollte die Tür öffnen. Es klappte nicht, weil sie aus irgendeinem unerfindlichen Grund verschlossen war. Man hatte uns eingesperrt.

»Keine Chance, wie?«

»Genau, Maya.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Es war alles ein Vorgeplänkel. Looza wollte uns beweisen, wie mächtig sie ist. Der nächste Angriff könnte härter ablaufen, glauben Sie mir.«

Jane war ebenfalls wieder auf die Beine gekommen. »Mir ist nichts passiert«, sagte sie leise und schaute sich um. Meine Lampe lag auf dem Boden. Sie gab genügend Licht, um den Kellerraum zu erkennen. Im Dunkeln wäre es noch schlimmer gewesen.

Die Tangarme hielten sich zurück. Ich ging davon aus, daß Looza noch andere Tricks in der Hinterhand hielt. Wo ich das Kreuz an die Wand gezeichnet hatte, sahen die Streifen aus wie verbrannte Striche.

»Looza hat sich gewehrt«, erklärte ich leise. »Sie mochte diese Magie nicht. Das ist unsere Chance, Jane.«

»Du willst es noch einmal mit der Kreide versuchen?«

»Ja.«

»Und wo?«

Mit dem linken ausgestreckten Zeigefinger deutete ich zu Boden. »Wenn das Haus tatsächlich auf dem Totenschädel dieser Hexe steht, wie Maya behauptet hat, dann muß dieser Boden praktisch die obere Seite des Schädels bilden. Mal sehen, vielleicht gelingt es uns durch die Kreide, diesen Schädel aufzuspalten.«

Jane Collins schwieg mich an, was mich wiederum wunderte, denn sie gab ansonsten immer ihre Kommentare. »Hast du etwas?«

»Ich fürchte mich vor einem direkten Angriff.«

»Gibt es einen bestimmten Grund?«

»Ja, und ich hoffe, John, daß du mir auch Glauben schenken wirst. Ich habe bisher darüber geschwiegen, weil ich dich nicht beunruhigen

wollte, doch ich spüre Loozas Kraft. Sie steckt in mir. Sie ist wie ein schleichendes Gift gekommen und hat von mir Besitz genommen. Das schaffte sie wahrscheinlich nur deshalb, weil ich eben anders bin als du. Ich möchte dich deshalb warnen. Sie ist gefährlich, und mit der magischen Kreide fügst du ihr Schaden zu.«

»Was ich auch will.«

»Nur wird sie dann durchdrehen. Das ist ihr Gebiet. Seit langen Jahrhunderten schon. Sie hat in diesem Sumpf gelebt.«

»Sumpf?«

»Früher einmal war die Gegend sumpfig, John. Das ist jetzt vorbei. Reste aber sind noch immer vorhanden.«

»Ich kann nicht anders, Jane. Für die Warnung bedanke ich mich. Aber ich muß Looza aus der Reserve locken.«

»Du weißt also, was du tust?«

»Ja.«

»Es ist beides gefährlich. Das Eintauchen und die Zerstörung durch die magische Kreide. Looza fühlte sich provoziert. Sie dreht durch, glaube mir.«

»Ich werde es zumindest versuchen.«

Jane sprach nicht mehr. Sie schaute mich nur mit einem sehr nachdenklichen und warnenden Blick an. Um ihn kümmerte ich mich nicht, nahm die Leuchte in die linke Hand und die Kreide in die rechte. Am Rand der Luke bückte ich mich, denn hier wollte ich den Strich mit der magischen Kreide ziehen.

In ihr steckte eine andere Kraft, die der Hexe gefährlich werden konnte. Aus uralten, überlieferten Rezepten war die Kreide hergestellt worden. Wahrscheinlich hatte man die Ingredienzien schon zu Loozas Zeiten gekannt und auch gefürchtet. Daß in einer fernen Zeit jemand existierte, der die Kreide ebenfalls besaß, mußte sie aus dem Konzept gebracht haben.

Ich wollte sie provozieren, dann beging sie vielleicht einen tödlichen Fehler.

An der Luke blieb ich für einen Moment stehen, bückte mich, schaute dabei auf das grüne Wasser und setzte die abgeflachte Kreidespitze zu einem Strich an.

»John!«

Janes Stimme klang so anders, als sie mich ansprach. Viel härter als gewöhnlich.

Ich drehte mich um, blieb dabei noch in der Hocke, und der Lampenschein machte die Bewegung mit.

Er traf die Detektivin.

Nicht weit von der letzten Treppenstufe entfernt, hatte sie sich aufgebaut. Und sie hielt meine Ersatzberetta in der Hand, deren Mündung auf mich zielte…

***

Noch immer in der hockenden Haltung, schüttelte ich den Kopf. »Was soll das bedeuten?«

»Verstehst du die Geste nicht?«

»Schon, aber willst du mich erschießen?«

Ich bekam keine direkte Antwort, denn Jane sagte: »Ich will nur verhindern, daß du deinen Plan durchführst.«

»Zum Teufel, Jane, weshalb?« Ich sprang auf, blieb aber starr stehen, als Janes Waffenhand zuckte.

»Bist du wahnsinnig geworden? Drehst du jetzt durch?«

»Ich will nur unser Bestes.«

»Das sehe ich. Laß mich in Ruhe, Jane.«

»Wenn du tatsächlich diesen Strich ziehst, werden wir alle untergehen. Dich eingeschlossen, John.«

»Was macht dich so sicher?«

»Ich weiß es eben.«

»Weshalb weiß ich es dann nicht?«

Ihr Gesicht blieb ausdruckslos, als sie erwiderte: »Weil ich im Kontakt mit ihr stehe.«

»Seit wann?«

»Schon seit mehreren Stunden. Jetzt ist er intensiv geworden. Sie braucht mich, sie weiß, wer ich bin. Sie will mich, John.«

»Und wird sie dich auch bekommen?«

»Ja.«

»Freiwillig?«

»Ich gehe zu ihr, damit ihr verschwinden könnt. Ich bin nur zur Hälfte ein normaler Mensch, John. Die andere Hälfte ist die Seite der Nacht. Du kannst es dir selbst ansehen, wenn es hell wird. Deshalb gehe ich zu Looza, eine der alten Hexen, die nichts gemein hat mit dem Teufel, sondern einer anderen Kultur entstammt, die von den meisten Menschen heute vergessen worden ist. Möglicherweise finde ich dort meine Ruhe und kann mich auch wieder verwandeln. Ich will so aussehen wie früher, John. Das kann eine Chance sein.«

»Sicher bist du aber nicht?«

»Nein.«

»Dann wird es bei meinem Plan bleiben, Jane. Du glaubst doch nicht im Ernst, daß ich dich der Hexe überlasse. Es wäre dein Todesurteil. Dann hätte ich dich auch diesen Dämon Abandur heiraten lassen können. Nein, ich würde mir mein gesamtes Leben über nur Vorwürfe machen, Jane. Tut mir leid.«

»Du kannst mich nicht überzeugen.« Jane schüttelte leicht den Kopf. »Ich weiß selbst, was für mich am besten ist, glaub mir das. Hier bist du aus dem Rennen.«

»Nehmen wir einmal an, ich stimme deinem Vorschlag zu. Welchen

Plan verfolgst du? Willst du Looza töten?«
»Das weiß ich nicht. Ich werde mich zumindest mit ihr und ihrem Leben beschäftigen. Auch mit ihrer Kraft und Magie. Begreifst du das denn nicht, John?«
»Meine Lösung ist besser. Wenn Looza dich einmal hat, dann hat sie gewonnen. Daran wirst du nichts mehr ändern. Ihr Plan ist aufgegangen, und sie steht als Siegerin da. Bitte, Jane, sei vernünftig! Gib mir deine Pistole.«
»Nein, John, ich tauche in das Wasser. Ich werde ihr entgegengehen. Bitte, mach jetzt keinen Ärger. Wenn du mir niemals zuvor einen Gefallen getan hast, kannst du es jetzt. Tritt zur Seite und laß mich an die Luke.«
Ich konnte den Ausdruck ihrer Augen nicht sehen, aber ihre Stimme hatte sehr entschlossen geklungen. Sicherlich war sie bereit, auf mich zu schießen.
Ich startete einen letzten Versuch. »Ist Loozas Einfluß tatsächlich stärker als meiner?«
»Es sieht so aus.«
»Sie wird dich ins Unglück reißen!«
Jane lachte mich scharf an. »Kannst du mir denn Glück bringen, John? Kannst du mich erlösen?«
»Ich versuche es.«
»Sie wird eine Möglichkeit finden. Die Chancen stehen 50:50. Ich habe ihre Gedanken gespürt. Sie will, daß ich zu ihr komme und bei ihr bleibe. Sie wird mich belohnen. Womit kann man mich noch belohnen? Indem man mir mein Aussehen zurückgibt.«
»Dann bist du keine Hexe mehr!«
»Was soll das?«
»Looza wird dich nicht mehr akzeptieren wollen. Als Mensch stehst du auf der anderen Seite.«
»Sie ist keine Freundin des Teufels. Ihre Welt ist eine andere, begreifst du das nicht?«
»Auch dieses Reich ist gefährlich. Sie tötet. Das habe ich bei Eric Mayotte erlebt.«
Plötzlich schrie Jane auf. Gleichzeitig zuckte sie zusammen, drehte sich zur Seite, und ich sah hinter ihr die heftige Bewegung der Maya Mayotte. Sie hatte eingegriffen und einen Gegenstand auf Jane Collins geworfen, der ihren Kopf traf.
Das Wurfgeschoß mußte sehr hart gewesen sein, denn Jane war aus dem Konzept gebracht worden.
Sie drückte nicht ab, hatte mit sich selbst zu tun, und diese Chance, ließ ich mir nicht entgehen.
Mit zwei großen, sehr schnellen Schritten hatte ich sie erreicht, sofort ihr Handgelenk umklammert und es so gedreht, daß sie

gezwungen war, die Beretta fallen zu lassen. Die Waffe landete mit einem dumpfen Laut am Boden, ich beförderte sie mit dem Fuß außer Reichweite, um mich danach um Jane zu kümmern.

Sie wollte mich anspringen und mir den Ellbogen in den Leib stoßen. Ich blockte ab, stieß sie zurück und brachte sie außer Kontrolle. Dann schlug ich zu.

»Tut mir leid, Mädchen, aber du hast es nicht anders gewollt.« Mein Hieb war genau dosiert. Jane mußte ihn schlucken.

Sie schaute mich für einen Moment erstaunt an, bevor ihre Augen einen glasigen Ausdruck bekamen und sie zusammensackte.

Ich fing sie auf, schleifte sie auf die Treppe zu und legte sie neben Maya zu Boden.

»Ich konnte nichts anderes tun«, flüsterte die Zigeunerin. »Es gab keine bessere Möglichkeit. Außerdem wollte ich nicht, daß sie ihren Plan durchführen konnte. Deiner war besser.«

»Danke!« sagte ich.

»Noch eines, John. Ich habe mit einem bestimmten Gegenstand geworfen. Unsere Eltern haben ihn uns vererbt. Nimm ihn an dich. Es ist ein Medaillon, das dich schützen wird.«

»Wovor?«

»Vielleicht vor ihrer Kraft.«

Ich nickte und drehte mich um. Das als Wurfgeschoß zweckentfremdete Medaillon lag auf dem Boden. Eine runde Scheibe, auf deren Vorderseite etwas eingraviert worden war.

Ich hob es hoch und betrachtete es im Lampenlicht. Die Gravur zeigte eine Gestalt. Es war nicht zu erkennen, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelte. Die Umrisse jedenfalls waren dunkler als das Material. Man schien sie eingefärbt zu haben.

»Wer ist das?« fragte ich.

»Ein Heiliger.«

»So?«

»Ja, ein Schutzheiliger. Ich kenne seinen Namen nicht genau. Einige sagen, es wäre der heilige Bonifatius, aber das kann ich nicht bestätigen. Unsere Eltern haben es uns gegeben. Das heißt, sie überließen es der Tante, die uns großzog, und weihten sie auch in das Geheimnis des Medaillons ein. Nimm es an dich. Es hat etwas in sich, was dein Kreuz nicht besitzt, John. Vielleicht auch einiges von der Kraft deiner magischen Kreide.«

»Ja, danke.«

»Wie gehst du jetzt vor?«

»Ich werde den Strich auf dem Boden ziehen und zuschauen, was geschieht. Es ist gefährlich, in diesen Schädel zu tauchen, ich möchte, wenn eben möglich, Looza schwächen.«

»Versuche es.«

Ich trat wieder an die Luke. Diesmal war niemand da, der mich bei meiner Tätigkeit störte. So gut wie möglich zog ich mit der magischen Kreide den Strich über den Boden.

Während dieser Arbeit spürte ich, daß ich etwas in Bewegung gesetzt hatte. Es war mit einem Kriechstrom zu vergleichen, der seinen Weg durch das Stück Kreide bis hinein in meine Finger fand und sich erst am Gelenk verlief.

Das Gefühl blieb, bis ich an der letzten Treppenstufe die Kreide vom Boden löste.

Maya bekam staunende Augen. »War es wie bei der ersten Zeichnung an der Wand?«

»Nein, anders.«

»Und die Reaktion?«

»Müssen wir abwarten, Maya. Vielleicht tut sich etwas.«

»Ich spüre nichts.«

Sie hätte die Worte nicht sagen sollen, denn einen Moment später tat sich tatsächlich etwas.

Es begann mit einem Knacken. Diesmal erklang es von keiner Wand her, sondern vom Fußboden.

Es war genau dort, wo ich den Strich mit der magischen Kreide gezogen hatte.

Ich leuchtete mit der Lampe nach und bekam ebenfalls staunende Augen, denn der Boden riß.

Ein Spalt entstand, der sich quer durch den Kellerraum ziehen würde. Er war erst fingerbreit und auch noch nicht so dick wie der Boden, aber er gewann an Tiefe. Gleichzeitig übte das Wasser von unten her Druck aus, der sich ebenfalls verstärkte, den Spalt noch erweiterte, um dann mit einer ersten Fontäne in die Höhe zu schießen.

In der gesamten Länge sprühte das dunkle grüne Wasser auf, der Boden riß immer weiter auseinander, war schon so breit wie die Luke, und die lauwarme Flüssigkeit umspielte längst meine Knöchel, wobei sie schnell höherstieg und meine Schienbeine erreichte.

Jetzt verfluchte ich meinen Plan, zu ändern war nichts mehr. Ich mußte zuerst Jane in Sicherheit bringen. Maya sorgte für sich selbst. Sie hatte sich schon hochgestemmt und lief mit schwerfällig wirkenden Schritten die Treppe hinauf.

Jane Collins aber war bewußtlos. Wie leicht konnte sie ertrinken. Ich packte sie, schleuderte sie über meine Schulter und lief ebenfalls keuchend die Stufen hinauf, begleitet vom Gurgeln, Schmatzen und Brausen des eindringenden Wassers, das längst die gesamte Fläche dieses Kellers ausgefüllt hatte.

Maya rüttelte an der Tür und bekam sie nicht auf. Ich setzte Jane auf der obersten Stufe ab und drückte sie mit dem Rücken gegen die Tür, damit sie nicht kippte.

»Kümmern Sie sich um sie, Maya.«
»Und was machst du?«
»Ich tauche.«
»Aber…«
Sie hatte sich die Worte sparen können. Ich war schon wieder auf dem Weg nach unten und dachte dabei an die Preßluftflasche, die nicht leer war. Sie würde mir jetzt gute Dienste leisten. Das Medaillon trug ich ebenfalls in der Tasche bei mir. Irgendwo in der gurgelnden Wassertiefe mußte Looza hausen.
Auf der drittletzten Stufe umspülte das Wasser bereits meine Füße. Ich suchte die Preßluftflasche, hoffentlich war sie nicht zu weit abgetrieben worden.
Meine Lampe glitt über die dunkle Fläche, aus der an einer bestimmten Stelle etwas hervorschaute.
Es war das an einem Luftschlauch hängende Mundstück. Durch die Wellenbewegungen pendelte es wie der Kopf einer Schlange.
Ich stieß mich von der drittletzten Stufe ab und sprang mit einem Satz darauf zu.
Die Lampe ließ ich brennen, tauchte ein und spürte unter meinen Füßen keinen Grund mehr, dafür einen Strudel, der an meinen Beinen zerrte und mich in die Tiefe riß.
Mit der Linken erwischte ich das Mundstück, bevor mich der Wirbel unter Wasser reißen konnte.
Ich klemmte mir das Ding zwischen die Lippen und öffnete das Ventil.
Jetzt ging es besser.
Die ersten Atemzüge klappten gut. Die Lampe steckte inzwischen in der Tasche, dann aber zerrte mich der Wirbel mit einer so starken Gewalt in die Tiefe, daß ich die Orientierung verlor.
Meine Gedanken beschäftigten sich mit Looza. Hatte sie tatsächlich gewonnen…?

***

Irgendwann beruhigte sich das Wasser. Ich bekam den Eindruck, in einem gewaltigen, fast grenzenlosen Meer zu schwimmen. Ein Meer aus dunkelgrüner Farbe, dabei dennoch gläsern wirkend und mir nur wenig Widerstand entgegensetzend.
Die Schwimmbewegungen führte ich automatisch durch, so daß ich nicht mehr tiefer sackte. Auf dieser Höhe hielt ich mich und bedauerte es jetzt, keine Taucherbrille zu besitzen, denn der Wasserdruck war kaum auszuhalten.
Grün, dunkel und doch irgendwie durchsichtig, so kam mir dieses Wasser vor. Meine Gedanken beschäftigten sich natürlich mit der Keltenhexe Looza, bisher hatte sie sich noch nicht blicken lassen.

Meine Atmung funktionierte gut.
Ich hoffte nur, daß die Flasche noch genügend Preßluft enthielt.
Die Schwimmbewegungen waren gleichmäßig, ich kam gut voran, bis zu dem Augenblick, als die Hände gegen ein Hindernis stießen. Es war glatt, fühlte sich kühl an und schimmerte heller als das Wasser.
Hell wie Holz - oder Gebein!
Das konnte durchaus sein. Es war von einem gewaltigen Totenschädel gesprochen worden, auf dem dieses Haus stand. Das Innere des Schädels konnte durchaus Loozas Reich sein.
Eine Grenze hatte ich erreicht. Ich tastete mich weiter, spürte den harten Widerstand unter meinen Fingern und sah auch gleichzeitig, von der rechten Seite kommend, den dunklen Schatten, der sich schlangengleich heranwand.
Er floß so, als würde er von einer Strömung getragen, was aber nicht der Fall war.
Ich drehte mich.
Da hatte mich der Schatten erwischt. Bevor ich es noch verhindern konnte, wand er sich um meinen Körper in Höhe der Brust. Ein zweiter war plötzlich da, umschlang die Hüften, ein dritter zielte nach meinem Gesicht, wobei es mir rechtzeitig gelang, wegzutauchen und mich dieses tentakelartige Etwas nicht erwischte.
Meine Arme hatte ich noch frei, aber ich schwamm nicht mehr weiter, denn vor mir war eine gesamte Wand aus Schatten erschienen. Sie wirkte wie ein unter Wasser wachsender Wald, der sich in einer trägen Strömung hin und her bewegte.
Das war die Falle!
Zurück konnte ich nicht, da war die harte, helle Knochenhand, und vor mir breitete sich ein wahrer Unterwasserdschungel aus, der sich zu einem Halbkreis ausgebaut hatte und mich mit seinen unzähligen Armen umschlingen wollte.
Allmählich wurde mir mulmig. Ich dachte darüber nach, welche Chancen mir noch blieben. Eigentlich keine. Diesem Dschungel würde ich nicht entwischen können.
Vielleicht hätte ich mir mit einer Machete auf dem Land den Weg freischlagen können. Diese Waffe stand mir nicht zur Verfügung. Was ich hatte, war meine Beretta, die konnte ich getrost steckenlassen, auch das Kreuz würde nicht viel nutzen, aber ich besaß noch den Silberdolch. Vielleicht konnte er die Funktion der Machete übernehmen.
Die Lampe leuchten zu lassen, hatte keinen Sinn. Ihr Strahl reichte einfach nicht aus, um Lücken in die wogende Wand aus Riesenalgen und Tangpflanzen zu reißen.
Außerdem ging ich davon aus, daß diese drohende Gefahr von einer keltischen Magie der Hexe Looza gelenkt wurde. Dieser Dschungel

verließ sich bestimmt nicht auf die natürlichen Strömungen des Wassers.

Er rückte noch näher. Ich schwamm nach rechts, bewegte dabei nur die Beine, während ich meinen Silberdolch aus der Scheide zog. Meine Jacke stand offen. Das Wasser trug die Schöße in die Höhe, so daß ich mir fast vorkam wie ein großer Rochen, der lautlos durch das Wasser gleitet.

Wie sollte ich entwischen?

Die ersten Arme griffen nach mir. Wie Fangtentakel eines Riesenkraken und an ihren Enden leicht gebogen, um mich rasch umschlingen zu können.

Ein paarmal gelang es mir, den Armen zu entwischen, das war keine Kunst, aber sie rückten näher, und es wurde kriminell.

Noch einmal tauchte ich weg.

Dann hatten sie mich. Ich spürte die leichte Berührung an meinem rechten Fußknöchel, wollte das Bein noch anziehen, das klappte nicht mehr. Plötzlich schnappte der Arm zu und hielt mich eisern fest.

Nur keine Panik!

Es war das Schlimmste, was mir passieren konnte, jetzt durchzudrehen. Ich hing einmal fest und kam aus eigener Kraft nicht mehr los, denn ein zweiter und dritter Arm schafften es, sich um meine Beine zu wickeln.

Sie waren wie Klammern, und andere kamen jetzt auch von vorn. Meine Sicht war so miserabel, daß ich sie einzeln nicht unterscheiden konnte. Auf mich wirkten sie wie eine allmählich niederfallende Wand, die mich unter sich begraben wollte.

Ich bewegte meinen rechten Arm. In der Hand hielt ich den Silberdolch. Er war zwar keine Machete, half mir aber trotzdem weiter, denn der Klinge gelang es, einige der Fangarme zu durchtrennen.

Andere wiederum waren viel zu schnell.

Sie packten mich, ich schnitt wie ein Wahnsinniger und hatte den Eindruck, gegen eine Hydra zu kämpfen. Zerteilte der Dolch einen Fangarm, wuchsen gleich drei, vier nach.

Sie waren einfach überall. Wehten von oben, von unten, rechts oder links heran. Stumm, grausam und gefährlich. Sie hatten das Opfer und ließen es nicht los.

Ich bekam Angst davor, daß sie auch den Luftschlauch zerstören konnten und mir das Mundstück zwischen den Lippen wegrissen. Wenn das geschah, war ich verloren, dann würde ich in diesem verfluchten magischen Unterwasserdschungel elendig ersticken.

Noch gab ich nicht auf, trieb mal auf dem Rücken und schlug mit der rechten Hand, wurde dann auf die Seite gedrückt, hinterher auf den Bauch, kämpfte mich vor, gewann aber kein Land und blieb im

Dickicht dieser dunklen Pflanzenwelt hängen.

Diejenigen Tentakel, die ich erwischt hatte, zogen sich noch unter Wasser zusammen und trudelten in die Tiefe. Dabei sahen sie wie verdorrte Rinde aus.

Es war nicht völlig dunkel, nicht einmal im Dickicht. Aus irgendeiner Quelle mußte die Helligkeit strömen, sonst hätte ich überhaupt nichts sehen können.

Allmählich erlahmte der rechte Arm. Es gab nur noch eine Lösung.

Aufgabe…

Ich strengte mich nicht weiter an, ließ die Arme kommen, damit sie mich wie ein Paket verschnüren konnten. Schließlich hatten sie mich, und ich merkte, wie sie mich in die Tiefe zogen. Das geschah ziemlich langsam, als hätten sie Spaß daran, mich noch zu quälen, bevor sie mich der Hexe zeigten.

Daß Looza irgendwo auf mich warten würde, war mir längst klar. Es fragte sich nur, ob sie einen toten oder einen lebenden Menschen haben wollte.

Die Arme trugen mich weiter. Ich hatte das Gefühl für Zeit verloren, es war jetzt wichtig, das Mundstück zwischen den Zähnen zu behalten, um genügend Luft zu bekommen.

Wie tief war dieser verfluchte Schädel noch? Unendlich? Gab es keinen Grund?

Die Sicht war mir genommen, weil die Fangarme auch auf meinem Gesicht wie zähe Schläuche klebten. Ich hielt den Silberdolch noch fest, zerteilte allerdings nichts mehr.

Schwarze, grüne Massen, nur selten mit einer Lücke versehen, umgaben mich.

Das Wasser war warm, ich hörte meinen Herzschlag, spürte auch Druck auf den Ohren, trieb immer weiter - und…

Durfte es denn wahr sein?

Ich hatte nicht einmal bemerkt, daß mich die Arme drehten, und zwar so, daß ich stehen konnte.

Doch ich bekam Kontakt, und sie lösten sich auch mit einer einzigen Gegenbewegung von mir. Ich hatte die Augen trotz allem weit geöffnet, sah die Fangarme wegschwimmen, als wären sie gewaltige Haare, die auf einem Riesenschädel wuchsen.

Haare?

Ja, es waren Haare, die zurückschwangen. Sie wuchsen auch auf einem Kopf, und der wiederum gehörte zu einem statuenähnlichen Körper, der wie ein Stamm vom Grund her in die Höhe ragte.

Vor mir stand die Kelten-Hexe Looza!

***

Maya Mayotte hatte John Sinclair in der Tiefe verschwinden sehen.

Sein Körper war noch für einige Augenblicke dicht unter der Wasserfläche zu sehen gewesen, dann hatte ihn irgendeine Kraft gepackt und mitgenommen.

Die Zigeunerin konnte nur eines tun. Sitzenbleiben, hoffen und vielleicht beten.

Sie hockte auf der obersten Stufe. Neben ihr saß Jane Collins. Ihr schlapper Körper lehnte mit dem Rücken an der Tür, der Kopf war zur Seite gedrückt worden und lag an Mayas Schulter.

Sie mußte Jane festhalten, und sie beobachtete gleichzeitig die Wasserfläche. Glücklicherweise besaß sie noch ihre kleine Lampe. Der Strahl strich über die gurgelnde, schäumende Fläche, die zu ihrem Leidwesen und ihrer Angst noch anstieg.

Die Hälfte der Treppe hielt sie bereits bedeckt. Noch immer quollen aus dem aufgerissenen Boden die Wassermassen, so daß der nasse Tod ständig näher rückte und nach wenigen Sekunden nur mehr zwei Stufen von ihr entfernt war.

Falls das Wasser weiter mit dieser Geschwindigkeit stieg, würden beide ertrinken.

Maya kümmerte sich um Jane. Sie wollte zusehen, daß die Frau aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte.

Wenn der Kampf ums nackte Leben begann, war sich jeder selbst der nächste.

Um Jane Collins aufzuwecken, blieben ihr höchstens einige Minuten. Maya versuchte es mit Gewalt. Jetzt bedauerte sie es auch, John Sinclair nicht von seinem Plan abgehalten zu haben. Im nachhinein konnte sie nichts mehr tun.

Die Schläge, mit ihrer Handfläche geführt, klatschten links und rechts gegen die Wangen. Janes Kopf wurde geschüttelt, Maya leuchtete in das Gesicht der Bewußtlosen und sprach sie auch unaufhörlich an.

»Wach endlich auf, Jane! Wach auf, sonst werden wir hier ertrinken. Du mußt aufwachen, ich kann mich nicht um dich kümmern, zum Teufel.«

Jane zeigte keine Reaktion.

Vor Angst und Zorn stöhnte die Zigeunerin auf. Sie leuchtete wieder auf den Wasserspiegel, der ständig, näher kroch und die Stufen vor ihr schon umspülte.

Die zweitletzte…

Noch einmal startete sie einen Versuch. Sie schrie Jane an, sie schüttelte sie, leuchtete in ihre Augen - und sah plötzlich, wie sich die blonde Frau bewegte.

Es war nur mehr ein Zucken der Augenlider, aber das erste Anzeichen von einem Wiedererwachen.

Maya fiel ein Stein vom Herzen. Sie rief Jane ins Ohr: »Wach endlich auf, Mädchen, wach auf…«

»Was… was ist denn?«
»Aufwachen!«
Jane hielt die Augen jetzt offen. Sie starrte die Zigeunerin mit einem leeren Blick an. »Mein Kopf… er ist um das Doppelte gewachsen. Ich habe das Gefühl, nicht mehr denken zu können. Das ist alles so furchtbar. John, wo…?«
»Darauf kannst du keine Rücksicht nehmen!« rief Maya. »Du mußt an das verdammte Wasser denken. Es steigt immer höher, begreifst du das? Immer höher…«
»Welches Wasser?«
»Das Wasser im Keller, Mädchen. Wir sind überschwemmt worden. Begreifst du das nicht?«
Jane Collins verzog die Lippen. Sie schloß die Augen, preßte dann eine Hand gegen ihre Stirn, drückte den Kopf zurück und holte einige Male tief Luft. Maya leuchtete sie an und erkannte, daß sich die Augen der Detektivin klärten. Die Erinnerung kehrte zurück. »John«, sagte sie. »John Sinclair. Er hat es getan. Er schlug mich nieder. Er hat mich… er hätte auf mich hören sollen.«
»John ist getaucht. Der Boden ist gerissen. Wir müssen uns damit abfinden, Jane. Das Wasser…«
»Ja, ich sehe es!«
Jane hatte mit einer leisen Stimme gesprochen. Die Angst war aus ihr herauszuhören, denn der Wasserspiegel war so weit gestiegen, daß die dunkle Flüssigkeit über die Stufe vor ihnen schwappte. Sie hatten schon nasse Füße bekommen, und es sah nicht so aus, als wäre der höchste Pegelstand bereits erreicht.
»Welche Chance gibt es?« fragte Jane. »Die Tür!«
»Sie ist verschlossen.«
Maya Mayotte nickte heftig. »Ja, sie ist verschlossen. Vielleicht schaffen wir es durch gemeinsame Anstrengungen, sie wieder zu öffnen. Muß ich dir noch mehr erzählen?«
»Nein, das brauchst du nicht.« Jane hatte sich schon gedreht. Einen Anlauf konnten beide nicht nehmen. Um ihre Fußknöchel sprudelte bereits das Wasser. Es war eine gierige Flut, die alles vernichten wollte. Sie schluckte, sie war einfach nicht zu stoppen, nur durften sich die beiden davon nicht ablenken lassen.
»Fertig?« fragte Maya.
»Ja.«
»Dann los!«
Einen Anlauf konnten sie nicht nehmen. Maya rüttelte noch einmal an der Klinke. Sehr bald stellte sie fest, daß es keinen Sinn hatte. Beide Frauen drückten ihre Körper zurück, sie nickten sich noch einmal zu, dann wuchteten sie sich nach vorn und prallten zugleich mit den Schultern gegen die Kellertür.

Sie zitterte, sie hörten das Dröhnen des Aufschlags, aber die Tür brach nicht ein.
»Noch einmal!«
Wieder zeigte ihre Arbeit keinen Erfolg. Die Tür hielt dem Druck einfach stand. Sie war zu stabil gebaut worden.
»Das schaffen wir nicht!« keuchte Jane, hielt sich die geprellte Schulter und schaute zurück auf die immer noch ansteigende Wasserflut, die auf ihrer Oberfläche kleine Strudel und Kreise gebildet hatte. Wie Fangarme umspielten sie die Beine der Frauen. Sie waren lauwarm und würden in den nächsten Minuten ihre Hüften erreicht haben.
»Kannst du schwimmen?« fragte Jane.
»Sicher.«
Jane nickte. »Das wirst du auch bald müssen.«
Maya Mayotte dachte nach. »Du bist eine Hexe gewesen«, sagte sie leise. »Kannst du denn nichts tun? Kannst du das Wasser nicht verhexen, Jane?«
»Wie denn?«
»Ich weiß es ja nicht.«
Jane hob die Schultern. Ihr Blick war ins Leere gerichtet. »Ich habe sie gespürt, ich habe bemerkt, welch eine Gefahr und auch Macht von ihr ausging. Looza ist von uns Menschen nicht zu stoppen. Sie entstammt der alten Zeit. Schon die Kelten haben sie als mächtige Hexe anerkannt. Weißt du eigentlich, was es bedeutet, eine Hexe zu sein?«
»Was denn?«
»Man hat diese Frauen früher als Naturheilkundige und Naturkundige bezeichnet. Daraus ist es entstanden, und wir sehen den Beweis, denn Looza herrscht über das Wasser.«
»Man hat Looza hier begraben. Der Sumpf schluckte sie. Aber sie ist nicht tot…«
»Nein.«
»Und John Sinclair?« fragte Maya.
Jane schaute auf den Wasserspiegel.
»Ob wir mit ihm noch rechnen können, ist fraglich…«

***

Es waren keine Algen, auch keine Unterwasserpflanzen, sondern die Haare der Hexe gewesen, die mich eingefangen hatten. Sie wuchsen wie ein dichter Wald auf dem Schädel und waren zu vergleichen mit dem Schlangenkopf der Medusa.
Dichtes, sich bewegendes Gewürm. Eine gewaltige dunkle Masse, die Looza den unterirdischen Strömungen überließ, so daß sich die Flut wie ein schwarzer Berg vor mir bewegte und von einer Seite zur

anderen getrieben wurde.

Ich stand vor der Looza, während sich über mir ihre gewaltige Haarflut bewegte. Darunter aber sah ich das Gesicht der Hexe. War es ein Gesicht? Es wirkte wie ausgeschnitten.

Nase, Mund, Augen, ein Kinn, eine Stirn, es war zwar vorhanden, aber nie so scharf getrennt wie bei einem menschlichen Gesicht. Ich hatte den Eindruck, als würde alles zusammenwachsen. Da ging das eine in das andere über.

Bewegte sich die Hexe, oder täuschte mich das Wasser, das ebenfalls nicht stillstand?

Jedenfalls hatte ich mich wieder beruhigen können und atmete auch weiterhin.

Ich befand mich auf dem Grund des Riesenschädels, wo die Umgebung heller war als dicht unterhalb der Oberfläche. Aus diesem Grunde erkannte ich ziemlich viele Einzelheiten und hoffte gleichzeitig, daß es die alte Keltenhexe irgendwie schaffte, sich gedanklich mit mir in Verbindung zu setzen, damit wir reden konnten.

Ich sollte nicht umsonst gehofft haben, denn ich hörte plötzlich ihre Stimme in meinem Hirn. Sie erreichte mich auf telepathischem Wege, und ich verstand sie sogar.

»Du hast es geschafft, in mein Reich einzudringen, aber laß dir gesagt sein, daß du der erste bist.«

»Wer bist du denn?« Ich brauchte nur meine Gedanken auszuschicken, um von ihr verstanden zu werden.

»Man nennt mich Looza.«

»Den Namen kenne ich.«

»Es ist ein alter Name, ein, sehr alter sogar. Er wurde mir von meinem Volk gegeben, von einem Stamm der Mächtigen, der sich meiner Kräfte bediente. Mir gelang es, die Natur zu überlisten. Ich kannte sie, ihre Stärken und auch ihre Schwächen. Die Natur war mir untertan, sie gehörte zu mir, das wußten auch meine Diener. Aber es kamen andere in das Land, die nicht so dachten. Sie wollten mit dem alten Zauber Schluß machen und hatten dafür einen Begriff gefunden. Christianisieren nannten sie es. Viele wurden mir untreu, denn die Fremden schafften es, meine Diener zu überzeugen. Sie stellten sich auf die Seite der Eindringlinge und trieben mich in den Sumpf, wo sie mich für immer begraben wollten. Aber sie irrten sich, denn sie wußten nichts von meiner wahren Größe. Ich hatte die Natur beherrscht, sie beherrschte mich, denn sie war zu meinem Freund geworden. Und ein Freund tötet nicht, auch wenn er ein Sumpf ist. Und so überlebte ich. Die Fremden aber überzeugten viele meiner Diener von ihrem Glauben, man nannte sie sogar Heilige, verewigte sie auf Bildern und auf Steinen. Ja, man errichtete ihnen Denkmäler.«

»Auch dieses Haus?«

»Nein, das kam erst später, viel später. Menschen wollten den Sumpf austrocknen. Sie schafften es auch, ohne zu ahnen, was tatsächlich darunter liegt. Und so wurde dieses Haus gebaut. Ein großes Gebäude mit vielen Zimmern, in denen oft und gern gefeiert wurde. Aber niemand ahnte, daß sich etwas unter dem Haus befand. Meine Kraft hatte nicht aufgehört zu existieren. Ich konnte hinein in die Mauern und Wände gleiten. Die Menschen spürten es irgendwann einmal. Sie flohen aus dem Haus, falls ich sie noch nicht verschlungen hatte. Andere kamen, wohnten darin, zogen ebenfalls aus, so daß dieses Haus fast immer leerstand.«

»Und es ist auf einem Totenschädel gebaut worden…«

Looza lachte. »Nein, so ist es nicht. Der Schädel hat sich erst im Laufe der Zeit gebildet. Er ist entstanden aus den Gebeinen der im Sumpf versunkenen Personen. Haut und Fleisch lösten sich von ihren Körpern, weil ich es so wollte. Aus den Knochen aber baute ich diesen gewaltigen Schädel, der das Fundament des Hauses bildete. Er sollte anzeigen, daß im Sumpf und unter dem Haus der Tod lauert, und das habe ich geschafft, wie du sicherlich weißt.«

Das war ihr tatsächlich gelungen.

»Dann bist du gekommen und hast es durch die magischen Kreise geschafft, die Grenze aufzureißen. Nur war es nicht gut. Das alte Sumpfwasser, gefüllt mit meiner Kraft, besaß nun freie Bahn und konnte in das Haus eindringen. Wer die Grenze aufreißt, wird durch das Wasser vernichtet. Denke daran und erinnere dich, daß du nicht allein gekommen bist. Bei dir war eine Frau.«

»Jane Collins!«

»Ich kenne ihren Namen nicht. Ich spürte nur, daß sie anders ist als die normalen Menschen.«

»Sie war eine Hexe!«

»Nein, sie ist es immer noch. Einmal Hexe, einmal Mensch…«

»Sie hat dem Teufel abgeschworen!«

»Wer ist schon der Teufel? Der kam viel später. Ich gehöre zu den ersten, wir haben mit dem Teufel nichts im Sinn gehabt. Erst Jahrhunderte nach uns haben sich die Hexen ihm zugewandt, und das war ein Fehler. Sie hätten bei den ursprünglichen Dingen bleiben sollen. Deine Begleiterin hat dies getan. Sie findet innerlich wieder den Weg zurück zu ihren Ursprüngen und wird bald so sein, wie meine Schwester und ich früher gewesen sind.«

Das waren völlig neue Perspektiven für mich. Jane eine neue und gleichzeitig alte Hexe? Wie paßte das zusammen? Konnte man zu einer weißen Hexe werden, einer Person, die meinen Freunden und mir im Kampf gegen die schwarzmagische Macht zur Seite stand?

Dann aber hätte sie zu den Ursprüngen zurückkehren müssen.

Ich begann damit, mir Vorwürfe zu machen. Vielleicht hätte ich

Janes Plan doch zustimmen sollen und sie gehen lassen. In die weitere Zukunft gedacht, wäre es für uns alle möglicherweise besser gewesen. So hatte ich mit meiner Engstirnigkeit ihr die große Chance verbaut.

Looza spürte meine Gedanken. Sie saugte sie regelrecht auf und reagierte auch. Wieder hörte ich ihre Stimme und Erklärungen auf dem Weg der Telekommunikation.

»Es ist nicht so falsch, wie du gedacht hast, aber du kannst die Dinge nicht mehr ändern oder zurückdrehen. Ich hatte den Kontakt mit ihr aufgenommen, weil ich plötzlich wußte, daß jemand in der Nähe weilt, die so dachte, wie damals viele meiner Schwestern gedacht hatten. Zumindest war bei ihr ein Anfang gemacht worden. Ich hätte sie zu mir genommen und ihr mein Wissen übergeben können. Das ist jetzt vorbei. Du hast es zerstört, allein durch deinen Egoismus.«

»Was kann ich ändern?«

»Nichts mehr, gar nichts. Es gibt Geheimnisse, die nicht an die Außenwelt dringen dürfen, die unter uns Hexen bleiben müssen. So ist es auch mit diesem hier. Es darf eigentlich niemand geben, der als Fremder zuviel von mir weiß. Verstehst du das? Du bist in dieses Reich eingedrungen, du hast damit einen fürchterlichen Fehler begangen, der dich das Leben kosten wird. Du hast durch die Kreide die Fesseln der alten Magie gesprengt. Das Rezept, aus dem die Kreide hergestellt wird, ist uralt. Ein Gegenmittel für meine Magie. Wer sie zerstört, über den wird das Wasser des Sumpfes kommen und ihn verschlucken…«

»Dan wirst du auch Jane töten!«

»Ja, denn sie hat den anderen Weg eingeschlagen. Ich bin mir selbst treu.«

Die Worte saßen tief, sogar verdammt hart. Ich hatte schwer daran zu schlucken. Über mir wallte der Wald aus Haaren, das Gesicht der knorrig wirkenden Hexe verschwamm vor meinen Blicken.

Ich spürte den pelzigen Geschmack im Mund und dachte daran, daß ich mit meinen Waffen keine Chance besaß.

»Leben die beiden noch?« fragte ich.

»Ja, aber sie werden vom Wasser verschlungen und in die Tiefe des Sumpfes treiben. Das alles aber wirst du nicht erleben, denn du bist derjenige, der wieder mithilft, den Schädel noch mehr zu vergrößern. Meine Kraft wird dir das Fleisch und die Haut von den Knochen lösen, und dein Gebein wird…«

Ihre Stimme verstummte. Nur blieb es nicht still in meinem Kopf, denn eine andere Stimme erklang.

Sie wehte aus einer weiten Ferne zu mir und schien einem Mann zu gehören, wenn man das überhaupt heraushören konnte.

»Noch eine Möglichkeit… noch eine… nimm das Medaillon. Es zeigt den Heiligen, der es damals geschafft hat, die Hexe Looza zu bannen.

Nimm es, denn es kann dich ret…«

Die Stimme verstummte. Aber sie hatte mir genug mitgeteilt. Für mich war es tatsächlich die einzige Möglichkeit.

Wahrscheinlich hatte ich auch das Glück gehabt, daß die Stimme, die Eric gehörte, nur von mir vernommen worden war und nicht auch von der Hexe.

Von ihr jedenfalls hörte ich keinen Kommentar. Sie beschäftigte sich allein mit meinem Tod.

»Ich werde dich durch meine Haare vernichten. Du wirst ihre wahren Kräfte kennenlernen. Sie töten, sie…«

Ich schwamm auf die Hexe zu. Was sie mir dann noch sagte, interessierte mich überhaupt nicht.

Dabei bewegte ich nur die Beine, weil ich die Hände freihaben wollte.

Mit der Rechten holte ich das Medaillon aus der Tasche und hielt es so, daß sie es noch nicht sehen konnte.

Looza hatte einfach zu lange gewartet. Auch ihre »Haare« bewegten sich nach oben, was mich auch nicht interessierte, denn ich zielte direkt auf das Gesicht.

Auf einmal war ich da. Unter Wasser täuschten die Entfernungen. Ich preßte meine gespreizten Finger der Linken in den Klumpen, der Loozas Gesicht war.

Eine weiche Masse. Sie fühlte sich an wie fauliges Holz, ich konnte die Hand fast durchdrücken, dann aber nahm ich die Rechte zur Hilfe, und deren Finger umklammerten das Medaillon.

Es wurde *der* Volltreffer!

Tief drang auch die rechte Faust in das Gesicht! Und mit ihr natürlich das Medaillon.

Es war ein Durchdringen, das mir Freude bereitete, denn ich hörte die Schreie der Hexe.

Furchtbare Rufe, ein Röhren, ein Ächzen, ein Brüllen und ein Schreien. Nur für mich zu vernehmen und dabei fast mein Trommelfell zerstörend.

Plötzlich kippte diese gewaltige Gestalt nach hinten, als hätte ich die Kräfte eines Riesen.

Sie schwebte einfach weg, hinein in eine Tiefe, die ich zuvor nicht gesehen hatte. Es war schlimm, denn sie glitt mir unter den Fingern einfach weg.

Ich schielte noch einmal in die Höhe, sah die gewaltigen Haare über mir, die in alle Richtungen hinwegpeitschten, und bekam auch mit, wie das Gesicht zerfloß.

Gleichzeitig setzte sich der Geist des toten Zigeuners mit mir in Verbindung.

»Flieh jetzt! Du mußt jetzt fliehen, sonst hast du keine Chance mehr.

Sofort…«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als seinen Ratschlag zu befolgen. Wenn ich tatsächlich floh, dann konnte ich den Fangarmen des Waldes nicht mehr entwischen, dieses Risiko ging ich ein.

Unter Wasser bekam ich den nötigen Dreh, schwamm jetzt mit Armen und Beinen und kam so schnell weg.

Über mir wallten die Arme. Das mächtige Gewürm bewegte sich dort wie ein Vorhang, aber es besaß längst nicht mehr die Kraft, die es einmal gehabt hatte.

Zudem hatte ich wieder meinen Silberdolch gezogen und schnitt die Hindernisse, die sich mir in den Weg stellten mit leichten Bewegungen entzwei.

Der Dolch zerstörte dieses Material, als bestünde es aus Butter.

Ich erhielt freie Bahn!

Zurück ließ ich einen brodelnden und kreiselnden Hexenkessel. Wirbel, Strömungen, ein Schmatzen und Saugen. Das Aufwühlen des Grundes, Explosionen und Detonationen, die ohne irgendwelche Geräusche vor sich gingen.

Das war eine Welt für sich, ein Reich, das zerstört werden mußte, weil es Teil einer finsteren Epoche der Vergangenheit unserer Erde gewesen war. Ich wollte eine andere Zukunft.

Urplötzlich hatte ich es geschafft. Der Kopf durchstieß die Wasserfläche, verschwunden war der Druck, ein Lichtstrahl tanzte über mein Gesicht, ich hörte Frauenstimmen meinen Namen rufen.

»John, komm her!«

Ich schwamm in die Richtung, das Licht der Lampe reichte aus, um mich erkennen zu lassen, daß Jane und Maya bis zu den Hüften im Wasser standen.

»Die Tür ist versperrt!«

Maya hätte die Worte nicht mehr zu schreien brauchen, denn dies änderte sich von einer Sekunde auf die andere. Von überall her erklang das berstende Geräusch. Das im Keller schwappende Wasser geriet in Bewegung und warf hohe Wellen, die auch gegen die Tür drückten. Sie brach auf, gab dem Wasser freie Bahn, das nicht nur die Tür einfach hinwegschwemmte, sondern auch die beiden Frauen mit sich riß und mich natürlich auch.

Der Sog schleuderte uns aus dem Keller, hinein in die Küche, wo die Wände ebenfalls zitterten und wir wieder Grund unter unseren Füßen fanden.

»Wir müssen weg! Das Haus bricht zusammen.« Ich riß Jane hoch, denn Maya befand sich schon an der Küchentür und war in die Halle gelaufen. Jane und ich folgten ihr.

Sekunden später standen wir im Freien und rannten geduckt in die Richtung, wo unsere Wagen standen. Wir lehnten uns keuchend gegen

die Karosserie, ich schleuderte die Preßluftflasche weg, und gemeinsam sahen wir zu, wie das Haus zusammenstürzte.

Es fiel nach innen, als hätte ein hervorragender Pyrotechniker seine Dynamitstangen an den richtigen Stellen plaziert.

Holz und Knochen vermischten sich zu einem rasenden Wirbel, in den von unten her die schwarzen Wasser- und Schlammassen hineinstießen und die Reste verschlangen.

Nichts mehr war von Looza zu sehen. Kein Gesicht, kein Tang, keine Haare.

Sie war mit dem Haus vernichtet worden.

Ich hörte Maya leise weinen und dabei sagen: »Dann ist mein Bruder nicht umsonst gestorben oder?«

Ich dachte an seine Hilfe und erwiderte: »Man kann es so sehen, Maya…«

***

Später saßen wir in meinem Wagen. Jane hatte ihren Kopf gegen meine Schulter gelehnt und fragte leise: »John, was hast du dort unten alles erlebt?«

»Nicht viel.«

»Aber du hast Looza gesehen?«

»Ja.«

»Was sagte sie?«

Ich hätte Jane die Wahrheit erzählen können, doch darauf verzichtete ich. Vielleicht war ich einfach zu feige, um zuzugeben, welche Chance ich Jane genommen hatte.

Nur - war es tatsächlich eine Chance gewesen? Was hätte sie für ein Leben geführt? Und hätte sie ihr normales Gesicht wiederbekommen? Es gab keine Garantien, das hatten Dämonen eben so an sich. Man konnte bei ihnen alles, nur durfte man sich nicht auf sie verlassen.

»John, du bist mir noch eine Antwort schuldig.«

»Sie konnte nicht viel sagen, ich war schneller, denn ich besaß das Medaillon…«

Jane Collins schaute mich zweifelnd an. Bis sie schließlich nickte und bat: »Fahr mich nach Hause, John. Es wird bald hell, und du weißt genau, was dann geschieht.«

»Natürlich.« Ich startete, fuhr an und passierte Maya, die uns gebeten hatte, sie noch allein zu lassen. Sie stand wie ein Denkmal und schaute dorthin, wo es einmal das unheimliche Haus gegeben hatte…

ENDE